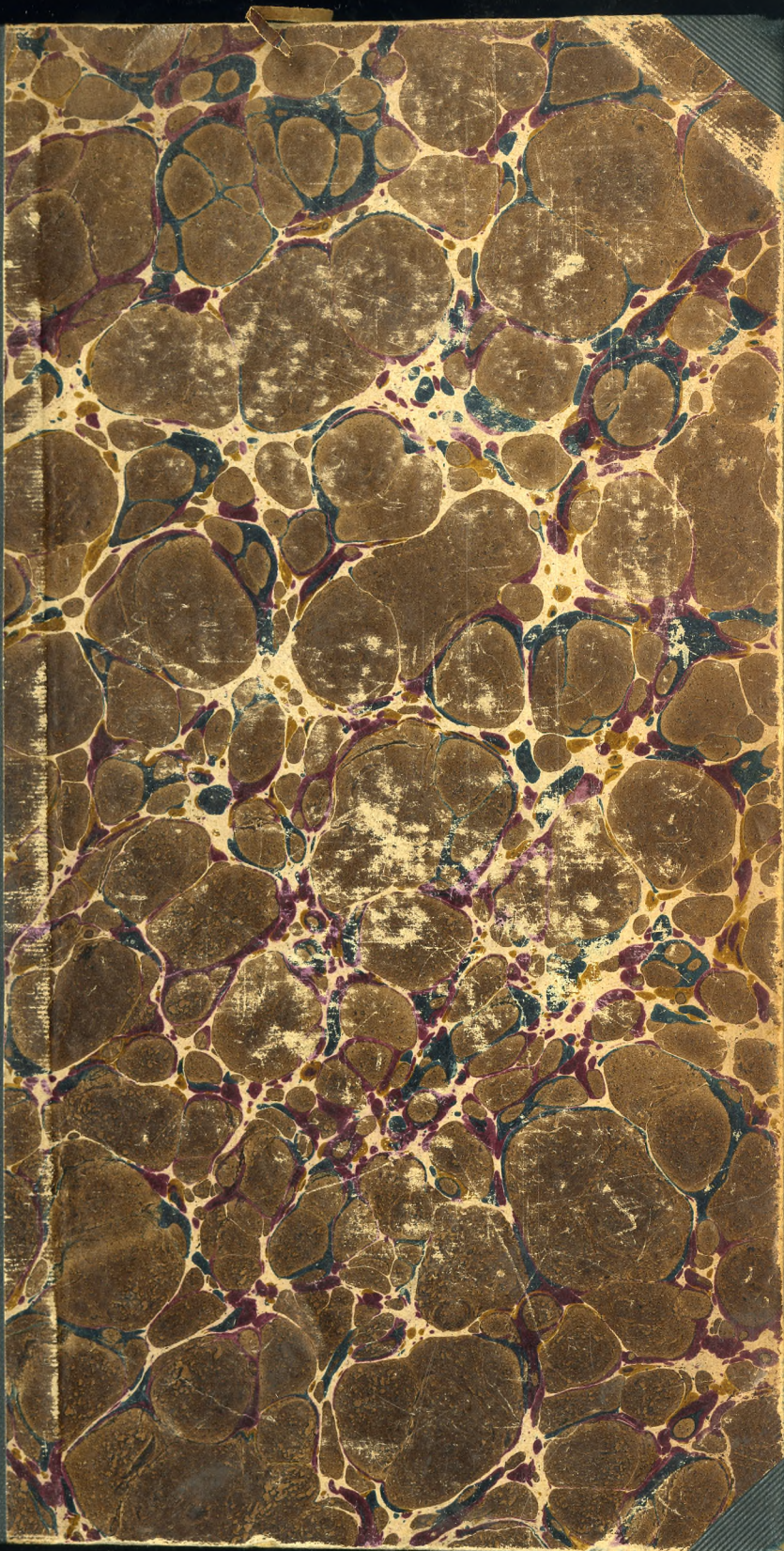


Politikai  
röpiratok.

183.



183  
—  
1691

Der

# Sprachkampf

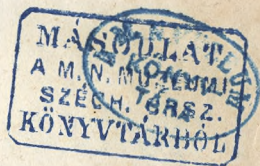
und

seine Bedeutung

in

Siebenbürgen.

4.



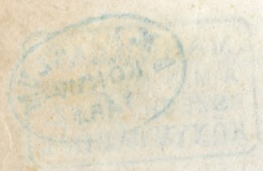
---

Leipzig,  
Karl Franz Köhler.  
1847.

657200567928

112

1911 DE BALLAGI GÉZA 1911



1911 DE BALLAGI GÉZA

1911 DE BALLAGI GÉZA

1911 DE BALLAGI GÉZA  
1911 DE BALLAGI GÉZA  
1911 DE BALLAGI GÉZA

## Ein Wort voraus!

---

Die Sache, wovon in diesen Blättern die Rede ist, war, wie dieß auch darin erwähnt wird, schon früher in magyarischen Blättern besprochen. Die Feder, welche damals unsere Gefinnungen ausdrückte, ist der Hand, welche sie führte, entsunken: wir mögen ungern sagen aus welchen Gründen. Die Grundzüge aber, woraus jene Darstellung entwickelt war, haben ihren Werth behalten, und wir erweitern nur hier das Gewebe, aus dem wir dort und da einige sprödere, derbere Fäden auszuschneiden angemessen achten, ohne darum dem Verfasser jener magyarischen Aufsätze minder Dank für seine damalige warme Theilnahme an unseren Interessen zu wissen. Hat er Sicherheit seiner bürgerlichen Stellung gegen Zuver-



Seitdem, in neuerer Zeit, die unheilige Idee Wurzel gefaßt, es sei Sprache und Nationalität ganz und gar dasselbe, ist viel Böses darum gedacht, gesagt, gethan und Vieles, wovon man allgemein keine Ahnung zu haben scheint, bereitet sich vor dadurch. Wir bestreiten nicht, das Wort, dessen sich Tausende und mehr als Tausende bedienen zu wechselweiser Mittheilung und Verständigung, gehöre mit zu den Merkmalen gleicher Abstammung, gesellschaftlichen Verbandes u. s. Aber für das unzertrennlichste, für das hervorragendste Merkmal oder gar für das einzige wagen wir es nicht anzunehmen, um so mehr nicht, da sonst Schaaren von Bewohnern größerer oder größerer Landstriche, dem Volksstamm entsprossen, der nicht zu den Eingeborenen gerechnet werden kann, dennoch den Namen der Letzteren tragen müßten, weil sie sich im Laufe der Zeit deren Sprache aneigneten, ja die ihrige von dieser ganz verdrängt wurde. Wir wagen es um so mehr nicht, da sonst mit Aneignung einer Sprache auch der Besitz aller Rechte erreicht werden müßte, die den Bewohnern eines Landes, den Bürgern eines Staats, den Gliedern einer großen Gesellschaft aus ganz andern Gründen oder Voraussetzungen eingeräumt werden.

Dies scheint so klar, daß wir besorgen müßten, den Leser zu langweilen oder auf den Verdacht zu bringen, wir wollten ihn mit Darlegung so einleuchtender Wahrheit zum Besten haben, führen wir fort in der Ausführung dieses unzweifelhaften Satzes, von dem nur noch gesagt werden darf, daß sein Gehalt gegen jenen des oberwähnten Irrthums sich ungefähr

verhält, wie die That zum Wort, wie der Zweck zum Mittel, wie das Recht zur Pflicht.

Unheilig nannten wir die Idee. Das wird Niemanden bestreben. Sie hat, für manches Gute, das in ihrem Gefolge kam, eine Menge Wirren hervorgerufen, die ohne sie nicht entstanden wären. Das Gute, welches sie brachte, geschah bisher und geschieht zur Stunde noch, überall wo man von dem Grundsatz ausgeht, daß Nachbarschaft ohne Eintracht, Verkehr ohne Einverständnis nicht bestehen kann. Auch diese Wahrheit führen wir nicht weiter aus. Sie liegt, und lag, offenkundig bestätigt, im Beispiel so vieler größerer und minderer Menschen- und Ländervereine, die, dem buntesten Sprachgemisch zum Trotz, auf den Gipfel materieller und geistiger Höhe und Vollendung gestiegen, in so fern Zeitverhältnisse Vollkommenheit erlauben. Unheil, also, statt Heil, ist durch den verkehrten Begriff, den man sich von Nationalität macht, genug und in Fülle entstanden und somit wäre sie schon durch die trüben Erfahrungen auch unserer Tage als unheilfam bezeichnet. Aber sie entbehrt auch alle der Weihe, womit ein großer, ein erhabener Gedanke all seine Theilnehmer überströmt und zu Thaten begeistert, die im Munde der Nachwelt fortleben und im Buche des Weltgerichts eingetragen werden zu unvergänglichem Lohn. Sie stachelt zum Haß, zur Verfolgung. Kann sie heilig sein? Sie entkleidet, wen sie durchdringt, all der Würde, die dem Menschen, der sich selbst erkennt, den Zutritt zum Göttlichen erleichtert, sie macht ihn rasen. Kann sie heilig sein? Sie lehrt die Anhänger Aeußeres für Inneres halten, die Schale für den Kern ansehen, Wichtigkeit für Wesenheit halten, verwirrt die Begriffe, predigt Spaltung und Parteiung. Kann sie heilig sein? Das Losungswort, an dem wir uns, als Streiter für das Gute, auf der Wache gegen das Schlechte, erkennen sollen, lehrt sie für den Inbegriff alles Edlen und Schönen nehmen, das der Mensch versteht, und prägt Verachtung ein alles Dessen, was nicht uns gleicht, nicht von uns her stammt. Nein. Sie ist nicht heilig.

Von diesem unseligen Irrthum gepackt, oder ihn zur Erlangung heimlicher Partezwecke, selbstsüchtiger Wünsche, einer gewissen Glorie, einer behaglicheren Stellung u. s. f. benutzend, hat so Mancher bisher Wig und Scharfsinn, Redetalent und dialektische Gewandtheit aufgeboten, seine Mitbürger aufzuregen, daß sie laut würden im Haus und in der Versammlung, in Stadt und Land, und ihr Begehren dahin brächten, wo es gewährt oder geweigert werden mag. Und dieß Begehren? Wir wollen es näher beleuchten.

Damit wir aber den Leser nicht selbst in Irrthum verwickeln, als habe er es mit der ganzen massenhaften Menge von Begehren zu thun, die über das ganze Erdenrund beinahe denselben, fast möchten wir sagen, thörichten Wunsch, mehr oder minder heftig, mehr oder minder ungeberdig, ausspricht, wollen wir vorhinein erklären, daß wir es nur mit einem dieser Schreier zu thun haben werden, mit dem

#### Sprachkampf in Siebenbürgen.

\*

Der Popanz eines urväterlichen Weihnachtsabends, der, unvermuthet, einem ruhigen Wanderer durch die Straßen einer friedlichen Stadt begegnete, möchte ungefähr dieselbe Wirkung hervorbringen, als das Pamphlet des sächsischen Pfarrers Roth in Siebenbürgen, unter dem vorherührten Titel, in uns hervorgebracht. Entrüstet heißt man den albernen Gaukler seiner Wege gehn, ruft ihm vielleicht einige Worte über Entheiligung des hohen Menschen- und Christenfestes zu, das er zu seinen gewinnstüchtigen Zwecken in brutaler Manier ausbeutet, widerlegt wohl auch seine schalen Argumente durch geordnete Schlüsse und historische Beweise, daß er mit dem Heiligsten Unfug treibt.

Hinterher aber verliert seine Schreckgestalt den Ernst, womit sie uns erschienen. Wir sehn in ihm nur den dummen Knecht Ruprecht, der Kinder fürchten machen will, und wenden uns getrost an die Aufgeklärten im Volk, daß sie die Ihrigen solchen Spuk belächeln und verwerfen lehren.

\*

Dies, beiläufig, die Geschichte unserer ersten Widerlegung dieses abenteuerlichen Machwerks, bei dem Nichts fehlt, um dem Helden des Cervantes Auferstehung zu verleihen, als eben — die Windmühlen. Wir ließen, vorerst, die Widerlegung in der Sprache jener Nation erscheinen, die in dem Machwerk angegriffen war. Der Plan, den wir dabei befolgten, war, uns der öffentlichen Meinung dort zu versichern, wo ungefärbte Wahrheit mehr gilt, als Band und Titel. Die Ereignisse, die im politischen Leben Siebenbürgens und Ungarns, nicht lange darauf, erfolgten, ließen keinen Zweifel, daß, um Klarheit zu erlangen, die Gährung vorüber sein müsse. Wir schwiegen. Die Gährung scheint vorüber, und die Zeit, wo man zu ruhigen oder beruhigten Gemüthern sprechen könne, gekommen.

Nur noch Eins, eh' wir den damals bei Seite gelegten Faden wieder ergreifen, bleibt zu bemerken. Der Leser halte ja nicht, was hier gesagt ist und noch gesagt werden wird, für den Ausfluß oder Ausbruch einer einzelnen Meinung oder Empfindung. Das Wort „Wir“, dessen man sich hier bedient, ist schlechterdings nicht der abgedrosch'ne Kunstgriff der in Jammer und Entzücken zerfließenden Journalistik unserer Tage. Wir sind, in der That, wir, das heißt, eine Anzahl — (kein Verein) — von Männern, die nichts wollen als das Wahre und die Wahrheit, das Rechte und das Recht.

\*

Allen Widersprüchen zu folgen, in welche sich Noth gleich von Anfang seiner Schrift bis zum Ende verwickelt, hiesse Feldsteine vom Acker lesen um ein Haus zu bauen. Wir begnügen uns, ihn selbst, der für Mängel in der Darstellung und im Schließen nicht eben empfindlich scheint, auf einige der größten aufmerksam zu machen. Wir bitten den Leser mit allen Ohren auf folgende, für ganz Europa neue, Entdeckung zu horchen:

„Die Magyaren haben ihre Eigenthümlichkeit bewahrt!“

Aber noch viel merkwürdiger, als diese Entdeckung, ist die Beweisführung dafür. Man höre:

„sie warfen ihre orientalischen Götzen weg und knieten vor das Kreuz;“

„sie gaben die orientalische Despotie auf und machten sich einen erblichen aber konstitutionellen König;“

„sie änderten ihre militärische auf Hin und Her (!) basirte Verfassung;“

„nahmen die fränkische Eintheilung in Komitate, also nach festbleibenden Orten, an;“

„durch Bündnisse und freundschaftlichen Verkehr, durch Künste und Wissenschaften, mit dem Abendlande, schlossen sie sich die Thore der Erhaltung auf;“

„aus der reitenden Horde ward ein europäisches Volk!“

Sie warfen weg, sie gaben auf, sie änderten, sie nahmen an, verkehrten, wurden europäisch!!

Nach alle Dem wären wir begierig, worin denn die Eigenthümlichkeit bestehen soll, die sie bewahrten!

Wir zwar, dem Himmel sei Dank, die wir in einem der Ur- und Hauptsitze dieser Eigenthümlichkeit uns befinden, wir wissen es recht gut und ganz Europa weiß es, auch Noth, (der selbst ein hervorragender Europäer ist, wie wir unten zu beweisen die Genugthuung haben werden,) weiß und fühlt es recht gut und empfindet sogar einiges Mißbehagen darüber, daß die Magyaren so eigenthümlich sind. Aber dem Doktor und Magister war es vorbehalten, zu beweisen, daß, wer wegwirft, annimmt, ändert, verkehrt, europäisch wird — seine Eigenthümlichkeit bewahrt hat.

Nach solcher Folgerichtigkeit wird es auch Niemand Wunder nehmen, wenn Noth folgende Dinge als historisch und ethnographisch wahr aufstellt:

„1. Die Magyaren verdanken ihre Erhaltung der Annahme der Eintheilung des Landes in Komitate.“

„2. Bündnisse und Verkehr mit dem Abendlande schlossen den Magyaren die Thore der künftigen Erhaltung auf.“

„3. Der orientalische Geist (der Magyaren) sehnte sich nach der alten Ungebundenheit.“

„4. Der magyarische Schwarm drängte die slavischen Ureinwohner rechts und links.“

„5. Der dormalige Sprachkampf ist eine neue Krise.“

„6. Sie (die Magyaren) beriefen Kolonisten aus Deutschland, Plätze anzubauen.“

Es ist kurzweilig, derlei Behauptungen zu lesen, etwa wie man zum Zeitvertreib in geselligen Zirkeln Absurditäten in einem Spiele aufgibt, damit der Verstand und das Zwerchfell Beschäftigung finden.

Also: die Magyaren wären verloren gewesen, hätten sie nicht die Eintheilung in Komitate getroffen?

Es mag wohl so ziemlich um dieselbe Zeit unserer christlichen Aera gewesen sein, daß die Abencerragen auf der pyrenäischen Halbinsel den Glanzpunkt ihrer Civilisation auch über andere Völker hinstrahlten und daß die Magyaren in Europa Fuß faßten. Wenigstens weiß die Geschichte, daß an den Pyrenäen diese Söhne des Orients auf dem Punkte standen, auf einander zu stoßen.

Nun wird uns der Herr Doktor wohl erlauben, zu fragen, woher diese Mauren oder Araber all das Herrliche überkommen, von dessen Lob die Annalen jener Zeit überströmen und wovon noch glänzende Reste zeugen. In Europa konnten sie Spuren der unlängst vorübergebrauchten Völkerwanderung finden, und Karl, der große König der Franken, beugte sich vor dem Kunst- und Gewerbfleiß der Orientalen unter Harun-al-Raschid.

Und doch waren diese Söhne der Wüste, fanatisch erobernd und zerstörend, durch die halbe Welt geflogen, auch eine „reitende Horde“, und, was mehr, sie behielten ihre angestammten Einrichtungen und stiegen, politisch und geistig, entwickelt aus sich selbst, hoch, sehr hoch, so hoch, daß das alte Iberien und Lusitanien, das spätere Spanien solche Zeiten

nie vor- noch nachher gesehn. Wohl hatten auch sie an den Resten alexandrinisch=hellenischer Gesittung sich für das Hohe entzündt: aber der Antrieb dazu kam ihnen nicht von außen. Eine rohe „reitende Horde“, unempfindlich für das Edlere, hätte an Griechenlands verklungener Größe dumpf hinaufgessagt und wäre geblieben, was sie war, roh, reitend, eine Horde<sup>1)</sup>. Das aber blieben sie nicht. Sie wurden vielmehr Muster, damals das einzige, für das beinah gänzlich verwilderte, in Wissen und Kunst und, man könnte fast sagen auch in Sitte, beinah völlig verwaiste Abendland. Nicht zu gedenken, daß unter den Mauren auch der Adel ächt morgenländischer Gesinnung und Weisheit einheimisch war, deren das übrige halb zertrümmerte, halb unentwickelte Europa noch lang entbehrte.

So wär' es denn ziemlich klar, daß auch die Magyaren, Söhne der Steppe, in sich selbst den Sporn gefunden hätten, all das Vorzügliche aufzunehmen, das ihnen auf ihren Zügen, so mager es auch sein mochte, vorgekommen, ohne dazu erst der Eintheilung in Gaue zu bedürfen, so wenig als ihre orientalischen Stammbrüder des Vorgangs der in Bürgerkrieg und Meuchelmord sich auflösenden Westgothen bedurften. Denn Karls des Großen Nachfolger waren bekanntlich nichts weniger, als Karl dem Großen gleich.

Den eigentlichen Punkt, worauf es ankam, um sich als Nation im politischen Sinne zu behaupten, hat der Magister vergessen, vermuthlich weil er ihn nie verstand oder kannte. Es ist dieß die Autonomie, die Selbstverwaltung, es ist die Freiheit, der Berathungen und Abstimmungen in den Gespanschaften, es ist die Publizität, die Deffentlichkeit — wovon weiterhin mehr.

Wir haben geflissen bei dieser ersten Behauptung des Dorfsparrers länger verweilt, um darzuthun, daß es ihm bei seinen Aussprüchen nicht um Analogie oder Kontrast, nicht um Konsequenz oder Widerspruch zu thun ist. Er behauptet.

1) Man sehe die Osmanen.

Das ist schon genug. Der ihm das „Imprimatur“ ertheilt, mag es ungefähr eben so gut verstehen, als der Pfarrer selbst.

Bei den folgenden Punkten können wir uns nun kürzer fassen.

Also: „Bündnisse und Verkehr mit dem Abendlande schlossen den Magyaren die Thore der künftigen Erhaltung auf?“

Es ist höchst edel vom Verfasser, daß er die armen Magyaren nicht ausrottet, wosern sie nur Bündnisse und Verkehr mit dem Abendland eingehn. Nur wundert uns, daß wir diese Bündnisse und diesen Verkehr, auch unter und nach Stephan I., von den Magyaren so halsstarrig, so beharrlich zurückgewiesen sehn. Die Geschichte Peters, des ersten, eingedrungenen, Nachfolgers auf Stephans Königsthron spricht sehr zum Nachtheil dieser zweiten Behauptung. Zweimal vertrieben! Welche Anhänglichkeit!! So der Einspruch der Stände gegen die Behauptung der deutschen Kaiser, daß Ungarn bei ihnen zur Lehne gehe. So, um das Dazwischenliegende, nicht viel Vortheilhaftere, zu überspringen, der Kampf um die entwendete, verpfändete, verfälschte Krone gegen Friedrich III. So der Widerstand unter Zápolya. Wahrlich, der Magyar hat nie Bündniß gesucht oder angenommen, als mit Freigesinnten, mit Polen, mit Böhmen, und nahm er ja, wie eben unter Zápolya, ein Joch auf sich, so war's, weil es leichter war, als jenes, welches die Rathgeber abendländischer Fürsten ihn erwarten ließen. Nicht Byzanz noch Rom hat den Magyar wehrhaft gemacht und der Handelsverkehr seines Landes ist von Fremdlingen wohl auf seine Kosten, doch nicht zu seinen Gunsten betrieben worden. Tausendjähriger Kampf nährt sich nicht von den Früchten des Friedens. Seine Erhaltung verdankt der Magyar nur seinem guten Schwerte.

Also, der orientalische Geist (der Magyaren) sehnte sich mehrmals nach der alten Ungebundenheit.

Wir wissen nicht, wo der Verfasser seine Begriffe von orientalischen Verfassungen her hat. Uns ist, so weit wir uns in der Weltgeschichte umzusehen Gelegenheit hatten,

der Orient als Wiege und Zuchtschule der Alleinherrschaft, des starren Despotismus, Europa als Wiege der Freiheit bekannt. Selbst die Ungebundenheit eines Steppenvolks ist nur eine Wahrheit im Moment großer, herdvorrückender Entschliefungen. Doch wär' es auch, gälte im Orient Volkswille für Gesetz, und wäre denn, in diesem Sinne, der Magyar ein orientalisches Volk, in welchem Diplom oder Jahrbuch steht, daß der Magyar Ungebundenheit verlangt? Etwa unter Kupa? unter Gyula? Welcher Schulknabe weiß in Ungarn und Siebenbürgen nicht, daß diese Bewegungen nur dem veränderten Religionsystem, nur dem fremden, namentlich dem germanischen, Element gegolten, welches man zur Einführung der neuen Lehre lieb, nicht aber der vertragmäßigen Unterordnung unter Gesetz und Oberhaupt? Doch, genug hiervon. Die ganze Geschichte Ungarns zeugt.

Also: der dermalige Sprachkampf ist eine neue Krisis?

Mit des Verfassers Erlaubniß, dieser Sprachkampf hat schon unter Ferdinand I. begonnen. Als der Krönungsvertrag, der die Aufrechthaltung und Beförderung des magyarischen Idioms bedingte, beschworen und nicht gehalten war, als die erste Reichsversammlung unter dem neuen Herrscher, statt in magyarischer, in lateinischer Sprache von einem Fremden eröffnet worden, gab sich wohl der Beifall der Nation entschieden kund? Wie oft und wie nachdrücklich haben die Reichsstände die Erfüllung dieses Gelöbnisses gefordert! Der jetzige Kampf ist also, in so fern er noch von selbst fortbauert, oder von Parteimännern gebliffen unterhalten wird, nur eine Zurückforderung, eine Zurücknahme lang entfremdeten Eigenthums, eine Wahrung dessen, ohne was es keine Nation gibt. Hätten die Magyaren vor 900 Jahren gethan, sie brauchten nicht zu thun, was jetzt.

Wir haben vorzüglich den vierten der vom Doktor aufgestellten, so einleuchtenden, Punkte, als minder folgenreich, den übrigen nachgesetzt, und nehmen ihn mit dem folgenden, sechsten, zusammen, mit welchem er eine eben so formelle als reelle Verbindung hat.

Es heißt, viertens:

Der magyrische Schwarm drängte die slavischen Ureinwohner rechts und links; und es heißt, zulezt, sechstens:

Sie — (die Magyaren) — beriefen Kolonisten aus Deutschland, Plätze anzubauen.

Wir wissen nicht recht, was Roth unter Ureinwohnern versteht. Sollen es aber die ersten historisch bekannten Inhaber des Grundes und Bodens sein, der in jenem Theil Pannoniens, in welchem die Magyaren zuerst einbrachen, ihrem Andrang sich unterwarf, so bewundern wir die chronologische Kunst, womit er Zeiträume verwechselt. König Egel, die Markomannen, die Gepiden und Petschenegen haben dann ebenfalls die, wohl nicht ersehnte Ehre, dem slavischen Urstamm anzugehören.

Als Etymologen oder Sprachforscher müssen wir freilich bekennen, daß das slavische Element in allen uns bekannten Sprachformen, die aramäische vielleicht ausgenommen, bedeutend vorschlägt. Ob aber darum die Vormänner der Slaven in jenen Landstrichen, deren die Magyaren sich bemächtigten, Slaven gewesen, wollen wir, um der etwas gewagten Ehre willen, gern unserm großen Vorbild in Rimesch überlassen.

Uns erscheint nur der speziell historische Theil dieser Behauptung etwas schülerhaft. Wußte denn der gelehrte Mann auf seinem sächsischen Dorfe nicht, daß der „Magyarschwarm“ auf seinem Zuge überall auch einen Troß, und zwar einen bedeutenden von Einwohnern jener Länder miterschleppte, deren Element schon damals meist slavisch war? Burden nun die „slavischen Ureinwohner“ beim Einbruche der Magyaren rechts und links gedrängt, so halfen wohl die Ellbogen jenes Troßes auch mit und es sieht nur wie eine kindische Gehässigkeit aus, die Verdrängung der damals vorhandenen (nicht „Ur-“) Einwohner Ungarns ganz auf Rechnung der Magyaren zu setzen.

Woher käm' es denn, dürfen wir bei diesem Anlaß fragen, daß eine so große Anzahl Ortschaften in Ungarn, nicht mit slavischen Namen allein, auch mit ganz- oder gemischt-slavischen

Einwohnern jene Kantone des Landes, allen Spracharten, auch der neuesten, zum Troge, durchsetzt?

Sind diese Sprengelungen im rein magyarischen Gebiet von späterem Datum als der Magyaren Einwanderung, ei! so ist ja dies ein unlängbarer Beweis, daß, als die Hitze der ersten Besiznahme vorüber war, magyarischerseits diesen (sogenannten) Ureinwohnern ihr Recht widerfuhr und daß jene, hier so vorwerfend hingestellte, Verdrängung nicht nachhaltig war. Sind sie, diese bunten Bevölkerungspunkte, von Anbeginn vorhanden, so fällt die bössliche Anschuldigung von selbst.

Wäre dem aber auch also, hätten wirklich die Magyaren, damals oder später, die slavische Bevölkerung verdrängt; wohl! so geschah es in offener Schlacht und mit dem Rechte des Ueberwinders. Gibt es da noch einen andern, als den Gerichtshof der auch in unsern humanen, aufgeklärten Zeiten die Spitze alles Urtheils bildenden „faits accomplis“, unabänderlicher Thatsachen?

Wir wollen die Analyse einer Behauptung nicht fortsetzen, die das Gewebe der klarsten historischen Wahrheit zu grob zerknittert und zerreißt, als daß wir noch nöthig hätten auf die Mittstandschast nicht der Kroaten, Slavonier u. s. w. allein, nein, auch zahlreicher Familien, von ächt slavischem Namen und Ursprung, auf dem ungarischen Reichstag hinzuweisen!

Wie nahe nun mit dieser grundlosen, oder wenigstens mit allem Anschein von Absichlichkeit verdrehten, Behauptung die folgende zusammenhängt, ist unschwer zu begreifen.

Gab es Lücken auf dem von Magyaren eingenommenen Boden, hatten Seuchen, Bürger- oder andere Kriege die magyarische Bevölkerung gezehntet, so durfte man ja nur die verdrängten (Ur-) Einwohner wieder hervorbringen lassen, die in ihren von Noth und Miswachs häufiger als andere heimgesuchten Gebirgsgauen, wie in allen von der Natur stiefmütterlich bedachten Gegenden dennoch eine kontrastirende Fortpflanzung darbieten.

Konnte man das nicht, so mußte auch diese Sukkursalte von denselben Geißeln, eben so hart als das Magyarenthum,

getroffen worden sein, und dann traf der Vorwurf, daß man deutsche Bevölkerung holen mußte, um die gelichtete einheimische wieder zu bestocken, eben so gut die slavischen, als die magyarischen, Gauen.

Nein, Herr Doktor und Magister, nicht so, wenigstens nicht immer und nicht ausschließend so, kam Deutschthum nach Ungarn. Die nahgelegenen Marken Oesterreich und Steyer boten von jeher Uebergangs-, ja Ueberfluthungspunkte genug. Zulauf von Fremden hat das gesegnete Pannonien und Dacien immer gehabt. Die mageren und überzähligen fremden Rühe wären, selbst auf die Bedingung, deren man jetzt die Magyaren fälschlich verklagt, auf die Bedingung, ihrer Zunge andere, als die angewöhnten Laute, aufzubürden, gern in das europäische Aegypten gekommen. Dieß sollte am wenigsten ein Mann bezweifeln, wie unser Rimescher, der, wenn er die Hand dort, wo das Gewissen zu schlagen pflegt, nicht auf einen leeren Fleck legt, bekennen muß, daß es um ihn herum, in der Nähe und Ferne, Zungen genug gibt, denen der magyarische Laut eben so geläufig als der deutsche.

Die Ansiedelungen in Masse erfolgten meist erst nach der Völkerschlacht am Lech, am Sajó. Sie waren, größtentheils, nur politisches Mittel, die feindselig sich gegenüber stehenden Nationen zu befreunden. Daß es nicht anslug, ist, von Peter dem Deutschen bis zu Ferdinand dem Spanier und Rudolph dem Prager, und auch noch etwas tiefer herab in der Zeitfolge, fast ganz allein am königlichen Hofe vergriffen worden.

\*

Und nun, nachdem wir unsern Mann durch seine eigenen Worte und Urtheile hinreichend charakterisirt zu haben glauben, bitten wir unsere freundlichen Leser, uns auf den eigentlichen Kampfplatz zu begleiten, wo die Sache, ernst und ruhig, ohne die Boßspünge eines Dorfvoortänzers, ausgefochten werden soll. Mit Roth und seiner Diatribe werden wir nur höchstens durch Seitenblicke, wo sie uns eben in die Quere kömmt, auf Augenblicke zu thun bekommen.

Es ist den Magyaren vielfach angedichtet worden, sie betrachteten die Massen der übrigen Bevölkerung ihres Landes, gewissermaßen als ihr Eigenthum, als an der Scholle klebend, als leibeigen, und namentlich wird dieß in Betreff der Sachsen in Siebenbürgen mit einer Gier behauptet, die deutlich zeigt, wie leidenschaftlich man von Seiten der Gegner Alles aufsucht, um die Absicht der Magyaren bei dem Akt, welcher hier in Frage steht, bei Bevorzugung ihrer Sprache in diplomatischen und administrativen Verhältnissen in ein möglichst gehässiges Licht zu stellen.

Hat es ja in der Geschichte des Landes Augenblicke gegeben, wo die Ansprüche der Magyaren auf pekuniäre und andere nicht militärische Beiträge zu den Lasten des Staates überspannt scheinen durften, so findet dieß, wohl nicht Rechtfertigung, doch Entschuldigung in der Lage der Dinge. Man zähle, mit historischer Treue, die Hauptschlachten und Entscheidungskämpfe auf, und man wird finden, daß der Deutschen, wie der Sachsen, Antheil an Vertheidigung des Landes sich, fast immer, auf den eigenen Herd beschränkt. Die feindlichen Anfälle kamen aber am häufigsten und stärksten von einer diesem Herd sehr entlegenen Seite. Da war es denn ziemlich natürlich, daß, wer das Leben eingesezt, wem Herden und Fluren geplündert, Dach und Fach verbrannt war, sich in des Landes Geld- und andern, nicht kriegerischen Leistungen an Den hielt, der während des Kampfes in Sicherheit geruht, vor und nach, und selbst während, dem Kampfe sein goldbringendes Gewerbe ungestört betrieben. Die Kriegsgewohnheit, die Kriegsmantier und Kriegsnoth des Magyaren, übrigens, nebst seiner damaligen Unanstelligkeit für Handerwerb, und sein Glaube an seine Heldenabkunft, berechtigen zwar nicht, aber erklären, daß er Dienst außer Waffen mehr von Dem erwartete, heischte, dessen Handwerk der Krieg nicht war.

Und nun prüfe, wer Unparteilichkeit kennt und liebt, ob es Recht ist und war, diesen Vorwurf, der höchstens in einer gewissen, ziemlich entfernten, Periode historische Gültigkeit haben kann, jetzt hervorzufuchen, wo in Ungarn dem deutschen

Bürgerthum durch Erhebung zum Stimmrecht und zur vollkommenen Mitstandschafft, freilich unter Bedingungen, wie die Umstände sie gebieterisch fordern, in Siebenbürgen durch Berechtigung zu den höchsten Nationallehrenstellen und freies Erwerbsrecht adeligen Besitzes die glänzendste Anerkennung geworden ist.

Aber es liegt einmal in der Natur der Geistesbeschränktheit, der Engherzigkeit, das „timeo Danaos“ eben dort anzuwenden, wo es weder Danaer noch Geschenke gibt. Das vorgefasste Urtheil, daß der Magyar des Deutschen natürlicher Gegner sein müsse, beruhe es nun auf alten, vorlängst erloschenen oder geschlichteten Zwistigkeiten, oder auf der Unfähigkeit sich zum Begriff eines kriegerischen, freigebornen, freiheitwürdigen und darum freiheitsstolzen Volkes zu erheben, dieß Vorurtheil trägt an allen Spaltungen unserer Zeit die unbestrittene, beklagenswerthe Schuld.

War der Magyar ein anderer, den die deutschen Vorfahren bei ihrer Einwanderung hier vorfanden? Gewiß nicht. Auch Ehren Roth müßte sonst gleich die ersten Worte widerrufen, die seine merkwürdige Streitschrift eröffnen. Ist aber der magyarische Charakter sich gleich geblieben, warum denn vertragen sich die Altvordern acht Jahrhunderte lang? Es ist freilich viel bequemer, sich leiten und führen zu lassen, als auf eignen Füßen frei einherzuschreiten. Die Führer wenigstens gewinnen sicher dabei und schildern Weg und Steg als gefahrvoll. Und da liegt eigentlich das ganze Geheimniß. Stände uns eine Frage und den Gefragten die Antwort frei, kein Zweifel, wir behielten Recht.

Und eben darum mag auch, was zur Unterstützung jenes Verdachtes, als wollte mit Einführung seiner Sprache der Magyar der übrigen Landesbewohner Freiheit untergraben, so gern und so listig verbreitet wird,

als sei alle Anerkennung, alle Ehre, dem deutschen Verdienst gezollt, aller Vortheil und Gewinn, dem deutschen Fleiß und der deutschen Ehrenhaftigkeit zugestanden oder entgegengebracht, nur eine Lockspeise, eine Fallgrube, ein Blendwerk,

damit das deutsche Element leichter mit dem magyarschen zusammenfließe,

eben nur ein Kunstgriff der, selbstverblendeten, Führer. Gebt Acht! rufen sie. Man nimmt euch die Sprache, und man nimmt euch, eben damit, Herz und Geist.

Wir bedauern diese Irrenden, Führer und Verführte.

Wäre von einer Sprache die Rede, die noch in ihrer Kindheit ist, von einer Nation, arm an Begriffen und Erfahrungen, wir enthielten uns aller Gegenrede. Denn eine Sprache, als Vehikel, als Exponent und Coefficient der geistigen Entwicklung, muß diese Entwicklung in allen ihren, auch den höchsten Abstufungen repräsentiren können, soll sie anders Ersatz für das aufgegebene, oder aufzugebende, geistige Eigenthum des Volkes sein, dem sie geboten (oder, um nicht hier durch Wortflauberei mißverstanden zu werden), dargeboten wird. Aber eben hier ist es, wo wir mit der magyarschen Sprache jeder andern, auch der gebildetesten, kühn entgegen treten dürfen. Weder die Nation, deren Eigenthum diese Sprache ist, steht an Ideen, Begriffen, Urtheilen und Erfahrungen irgend einer andern in unserm Welttheil (doch offenbar dem gebildetesten des Erdballs), in irgend einer Weise nach, noch ist die Bildsamkeit und Biegsamkeit der Sprache selbst und ihr Formenreichthum und ihre Wortfülle, ihre Tonbarkeit (selbst in musikalischer Beziehung), hinter irgend einer Aufgabe zurückgeblieben, welche die europäische Civilisation auf ihrer jezigen Höhe an alle ihre Theilnehmer stellt. Ja, wir sind bereit, den Zweiflern auf ausländischem (oder inländisch-verrathenem) Boden mit solchen Individuen unter den Magyaren entgegenzutreten, die vom Transscendentalen bis zur rohesten Stoffbenennung selbst aus außereuropäischem Himmelsstrich überall mit Urbenennungen aufwarten können, ein Vorzug, dessen sich weder die celtisch-latinsche, noch die slavisch-byzantinische, noch die indo-germanische Völker- und Sprachformation rühmen dürfte.

Der Geist also, die Intelligenz, das liegt zur Einsicht auch dem strengsten, eigenstimmigsten Forscher vor, wird bei der

Bekanntheit und Vertrautheit mit dieser Sprache nichts verlieren. Dummheit, Rohheit, Unwissenheit werden durch sie, zuverlässig, nicht befördert.

Vielleicht ist's das Gemüth, das Herz, das dabei verliert?

Schade, daß unsere Gegner, in der Regel, so wenig Gerechtigkeit üben, so wenig aus eigener Anschauung und Erfahrung urtheilen. Ist es die Lyrik, der liebreiche Aufschwung der von der Natur und vom einfachen Menschen- und Gesellschaftsleben ergriffenen Brust, der den Grad der Herzensbildung in einem Volke bestimmt? Dann darf sich das magyrische Element getroßt vor jeden Richter stellen. Eben die Lyrik ist es, die den Magyar, gleich andern Sprößlingen des Orients, dem Aufstreben im wirklichen, im materiellen Leben entfremdet. Er hängt zu viel an seinem Himmel, um, zu gelegener Zeit, auf die Erde herabzublicken, herabzusteigen. Man könnte sagen, über seinem Himmel habe er seine Erde verschertzt. Ist es das Patriarchalische, Urväterliche, diese fleckenlose Einfachheit in seinem häuslichen Thun und Lassen, die den Menschen als ein Wesen unverdorbenen Herzens bewährt? Hierauf haben wir nur mit den Stimmen der Reisenden aller Nationen zu antworten, die in den Wohnsitzen des eigentlichen Magyarismus verweilt. Freilich, den Komfort des weltbeherrschenden Britten, die aisance des verfeinerten Franzosen, die schwelgende Ueppigkeit des ewig heitern, ewig (mindestens in der Kehle) harmonischen Wälschen sucht man hier vergebens. Aber das Herz streckt sich nicht auf einem Kanapee hin, wirft nicht mit blumichten Redensarten um sich und verschläft nicht, um Abends aufathmen zu können, die Mitte des Tages. Kurz gesagt: der Magyar gibt sich ganz, wie er ist. Und ist er nicht wie er war, wie er sein sollte, könnte: sein ist die Schuld, sicher, nicht. An dieser Gränze muß, leider, wenigstens für diesmal, der Vertheidiger umkehren. Soviel steht fest: weder Geist noch Herz laufen beim Gebrauch des Magyrischen die mindeste Gefahr.

Und doch wird es verpönt? Verpönt von Leuten, die es nicht verstehen? von Leuten, welche die Brandfackel der Zwietracht, die sie selber auf das Gebiet geschleudert, nun als Brandstiftung der Brandbeschädigten ausschreien?

Ist dieß deutsche Sitte? ist dieß deutsches Recht?

War's vielleicht der deutschen Gestattung würdig, erst aus voller Seele, wenigstens aus voller Kehle, dem Antrag der Magyaren auf Feststellung ihrer Sprache als Sprache des Gesetzes und der concentrischen Administration beizustimmen und dann so plötzlich, wo man als verbündet erwartet wurde, die Waffen in demselben Lager umzukehren wider den getäuschten, ja wahrlich lang, und wie, getäuschten Verbündeten? umzukehren, wie dieß in Ungarn bei der Städtefrage, die hier das deutsche Element größtentheils repräsentirte, und in Siebenbürgen von den Sachsen, den Alleinhändlern (ob mit Recht und Verdienst) des dortigen Deutschtums, geschah? Vor welchem Gerichtshof, und wär' es der der aufgeklärtesten Nationen, läßt sich's rechtfertigen, daß man, deutscher, oder (was, wenigstens hier, auf Eins hinausläuft) sächsischer Seite bei der genauesten Bestimmung des in der That sehr beschränkten Wirkungskreises der magyarischen Sprache, bei der feierlich ausgesprochenen Zusage, daß an der Autonomie, an der Selbstverwaltung, am innersten Verkehr, an den außermagyarischen Berührungen der Sachsen, wie der Deutschen, in Siebenbürgen wie in Ungarn, möge diese Autonomie, dieser Binnenverkehr, mögen diese nichtmagyarischen Berührungen nun so beschränkt, wie jetzt, noch beschränkter, wie, leider, zu fürchten, oder der Schranken ledig, wie die Magyaren vorschlugen, fernethin sich gestalten, nicht ein Haar breit geändert werden solle — daß man, sagen wir, dennoch, entschieden gegen eine Maßregel auftrat, die, wie wir bald beweisen werden, allein, unter allen Verhältnissen, die Unabhängigkeit, die Unantastbarkeit einer freien Verfassung sichern kann?

Der Nachbar, welcher in die festgeschlossenen Gränzen, die mein und sein Eigenthum umschließen, einen Bruch macht, ist treulos.

Den Bruch zu beweisen, wird die Aufgabe eines unserer nächsten Abschnitte sein.

Wir haben es zuvor nur noch mit ein paar Winkelzügen zu thun, durch welche die Gegner des Magyarismus, wie schlechte Taktiker, die Unzulänglichkeit ihrer Wendungen, der großen Bewegung der Magyaren gegenüber, zu verdecken suchen.

„Weihrauch, heißt es, philanthropischer, kosmopolitischer und humaner, wurde den Sachsen — (und dieselbe Ruhmredigkeit ward, und wird noch, auch in Ungarn laut) — reichlich gestreut.“

Wir wissen nicht, welchen Unterschied man, im Sinne dieser Herren, zwischen „Philanthropie“ und „Humanität“ zu machen hat. Sind wir nicht umsonst mit den Griechen und Römern umgegangen, so ist ein Philanthrop (ein Menschenfreund) und ein humaner Mann (menschlich, menschenfreundlich) so ziemlich identisch. Die Amplifikation läuft also hier (und das widerfährt ja selbst guten Rednern, warum nicht auch andern?) auf eine Tautologie hinaus.

Noch weniger ist einleuchtend, was hier der „Kosmopolitismus“ bedeutet. Kosmopolitismus, Weltbürgerschaft, ohne Philanthropie, ohne Humanität, also ohne Menschenfreundlichkeit und Menschlichkeit? Wir danken schönstens! Demnach wäre der Weltbürger ein Unmensch oder ein Indifferentist?

Und dieser dreifache Weihrauch wäre den Deutschen von den Magyaren gestreut worden? Man erkennt, wahrhaftig, in diesem Wirrwarr von Begriffen und Definitionen den Mann nicht, der sich den Anschein von Gelehrsamkeit gibt, um einer todten (der lateinischen) Sprache das Wort zu reden. Ist er vielleicht von Denen Einer, wo der Zuhörer zu sagen pflegt, es sei sehr schön, wengleich er's nicht verstanden habe?

Ueberhaupt müssen wir bekennen, daß wir sehr ungehalten auf die Interpretatoren und Kommentatoren römischer Klassiker sind, die uns in Deutschland unter dem horazischen

Nos numerus sumus, fruges consumere nati  
wohl den großen Haufen, der auf Befriedigung leiblicher Be-

dürfnisse angewiesen oder beschränkt ist, nicht aber wie Ehren Roth in seinem Pamphlet, den magyarischnen Adel verstehen lehrten. Was sagt denn Deutschlands, was Europa's Adel zu solchen Artigkeiten?

Aber auch seinen eigenen Landsleuten sagt der arme Mann, dem überhaupt der Witz nicht sonderlich zu Gebote steht, mit diesem satyrisch sein sollenden Ausfall gar keine Schmeichelei. Er setzt hinzu, „uns Sachsen, als Bürgerlichen“ (nämlich ist der Weihrauch gestreut worden).

Nun, wenn der Adel vor dem Bürgerlichen das Rauchsfaß schwingen mußte (ob in edler oder verwerflicher Absicht, darauf kommen wir sogleich), warum denn strebt doch dieser so freie, so unabhängige Bürger und Bauer so eifrig nach dem Adelsdiplom, das ihm seine Standes- und Stammgenossen nicht verleihen können? warum belohnt man unter Sachsen und Deutschen in Siebenbürgen und in Ungarn ausgezeichnete Bestrebungen (ob auch nicht immer wahres Verdienst) durch Erhebung in einen Stand, der, nach den hier gegebenen Prämissen, unter dem Bürger steht, da er (jener) ihn (diesen) nicht entbehren kann?

\*

Mit gleicher Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe, wie bei Anerkennung des Verdienstes und der Würde der Deutschen und Sachsen als Staatsbürger, entstellen die Gegner der Magyaren auch jenen Schritt, den diese zur Befreiung des Bauernstandes von seinen lästigen Frohn- und andern Verhältnissen gethan.

„Das Urbarium“, rufen sie, „ward nur gegeben, um den andern Nationen die Sprache zu nehmen.“

Als ob zwischen diesen beiden politischen Schritten auch nur der mindeste Zusammenhang denkbar wäre!

Aufhebung der Frohne und Magyariismus!! welches Mißverhältniß!!! Wahrlich, der Doktor ist der kühnste Mann im Lande, zu behaupten, man gebe erst ein Geschenk und verlange dann hinterher die Gabe, den Dank dafür; man gebe erst die Freiheit und verlange dann — die Knechtschaft. Anders haben

bisher die Magyaren ihre Rechte zu erringen, zu verwahren gewußt, und wo der Vertrag verletzt, gebrochen ward und sie dennoch treu an ihrem Gelöbniß gehalten, da ist und war es land- und weltkundiger Biederfinn und Edelmuth. Auch diesmal hätten sie, zweifelsohne, zur Bedingung gemacht, was sie erst hintennach als gemeinnützig einzuführen versuchten.

Aber nicht darin liegt das Widerstimmige des Vorwurfs. Noch lange nicht. Es liegt in der Unvereinbarkeit Dessen, was bisher als Magyarismus betrachtet werden mußte und betrachtet wurde mit Dem, was Zweck, was natürliche Folge der Bauernfreiheit ist. Wir wollen uns, nicht dem aufgeklärten Deutschland oder Europa, nur jener Partei, die offenbar die Natur und Grundverhältnisse der Frohne nie begriffen, da sie solche Schlüsse an deren Aufhebung knüpfen konnte, ausführlicher erklären.

Der Landwirth als Dienstmann des Grundherrn und der Landwirth als freier Eigenthümer! das sind die beiden Extreme, von denen alle Veränderungen, gute und schlimme, in den Staatsverhältnissen ausgegangen sind, ausgehen mußten und noch müssen. Jener ist, unter einem guten, des eignen Vortheils kundigen Herrn, ein Glied der Familie, wenn auch ein minder befähigtes und bevorzugtes; es entsteht dann ein patriarchalisches Verhältniß, und das Familienhaupt kann auf Kopf und Herz, auf Arme, Gut und Blut der Glieder zählen. Sie bilden seinen Reichthum, seine Macht. Die Rehrseite dieses Verhältnisses, die Misachtung und Mishandlung des Grundfassen, haben Einzelne und ganze Länder mit ihrem Ruin bezahlt.

Und dieses mächtigen Hebels für die Erreichung seines Ziels hätte sich der magyarishe Adel entäußert, in dem Augenblicke, wo er sein am meisten bedurste? So blödsichtig wäre eine ganze Klasse von Hunderttausenden, die doch bisher, mit wenigen Ausnahmen, ihren Vortheil so ziemlich verstanden? Nicht doch! Weit sicherer war das Gelingen des Plans (wofern er nämlich wirklich bestand), wenn man dem Grundsatz treu blieb, daß Wohlthun, doch meistens, Zinsen trägt und der väterlich

behandelte Bauer gern seine Abhängigkeit vergaß. Der dankbare Mensch opfert gern einen Theil seiner Eigenthümlichkeit, zumal wenn nicht, wie so oft, wie eben auch hier, böswillige Aufreizer die Absicht der Wohlthat verdächtigen.

Man sage nicht, der Mensch, auch der ärmste, der elendeste, hängt an den Sitten, an der Sprache seiner Väter. Sitten und Sprache sind, wie Alles im Menschenleben, ein Werk der Zeit, der Gewohnheit, und es wiederholt sich nichts leichter, nichts lieber, als eine gute, eine angenehme, eine vortheilhafte Gewohnheit. Darum verließen ganze Völkerschaften schon im grauen Alterthum die väterlichen Auen, wenn sie ihre angeerbte, gute Sitte dem Gebot eines neuen, eines fremden, eines tyrannischen Herrn opfern sollten, wanderten die Belasger aus dem paradiesischen Kleinasien, wo Syrer und Perser ihr innerstes Wesen zu absorbiren begann, in das damals noch rauhe Griechenland, flohen Schaaren von Hellenen nach Metapont und in das übrige Italien, wenn der dorische Stamm sie zu Knechten, zu verwildern drohte, ziehen heute noch freistünige und ihrer Freiheit ungewisse Deutsche und Iren über den Ocean. Darum auch bleibt Britte und Franzose, Schwede und Norweger, bleibt selbst der geknechtete Russe dieser Bewegung fremd; Freiheit hier, Knechtschaft dort, es ist Gewohnheit, und wo der Horizont sich, am Himmel oder in der Politik, immer heiter zeigt, oder selten entwölkt, beschränkt er doch immer das leibliche wie das innere Auge, das diesen Horizont nie überschritt. So gewöhnten sich Anstiedler, auch in Ungarn, auch in Siebenbürgen an das herrschende Idiom, erweiterten damit den Kreis ihrer Begriffe und ihren Wortvorrath und während ihr Stammland in Sitte und Sprache mächtig sich entwickelte, blieben sie dem Hergebrachten, dem Vorgefundenen treu und — waren nicht minder glücklich in dieser Einfachheit, hatten sie nur das Eine bewahrt, was sie hierher geführt, Freiheit in dem Sinne, den sie damit verbanden. Nicht also wäre dem Grundfassen des Magyaren sein Zustand leid gewesen, wenn sein Grundherr ihn als werthes Mitglied des Haushalts und der Wirthschaft hielt. Er hätte und

hat sich der Ueblichkeit und der Sprache seines Oberhauptes gefügt. Der Grund, der doppelte, warum er aus dem familienähnlichen Verband in einen andern Zustand, in den der bedingten Unabhängigkeit versetzt werden mußte, lag tiefer, und wir sind durch den ekelhaften Vorwurf unserer Widersacher, so sehr wir auch sonst erkennen, daß Staatsökonomie nicht auf diesen Kampfplatz, nicht in unsere Schranken gehört, gezwungen, ihn zu erörtern.

Wir sagten oben, und mit vollem Bewußtsein der Wahrheit sagen wir es wieder: „Ein väterlich behandelter Grundbesitzer bildet den Reichthum, die Macht des Lehnsheeren.“

Wenn aber diesem Reichthum Quelle und Abfluß verstopft wird, wenn der ganze Boden in Gefahr geräth, zu versumpfen, dann ist auch die Macht, auf die der Lehnsheer zählt, im Sinken, und dieß war, und ist größtentheils noch, die Lage des Landes.

Bodenkultur will Absatz, im oder nicht im Lande, wenn sie nicht einschlafen soll. Ein Blick in die kommerzielle Statistik Ungarns ist die untrügliche Antwort auf die Frage nach diesem Absatz und nach der Schläfrigkeit des Anbaues. Usonst beschwört man das Gespenst der Selbstvergeudung ihres Reichthums gegen die Magyaren heraus. Der Aufwand der Grundeigenthümer anderer Länder übertrifft den der ungarischen. Aber — und hier ist die Klippe, er steht mehr als im Gleichgewichte mit ihrem Einkommen, dem anderswo tausend Quellen geöffnet sind, während hier, aus Planlosigkeit oder Ungeschick, daran gearbeitet wird, die Geldkräfte und selbst den Kapitalwerth des Landes zu erschöpfen, zu vernichten. Im wohlverstandenen Interesse eines Hausvaters liegt überall, keines seiner Familienglieder auf Kosten des andern zu pflegen, zu begünstigen. Dennoch krankt Ungarn. Die Circulation, die von hier aus in andere Glieder geleitet wird, ist keine natürliche. Es ist abgezapftcs Blut, nicht Milchsaft, der in die verwandten Adern strömt. Und zum Ueberflusse wird die weggeführte Masse der Säfte durch keine neuen, gesunden Säfte

erfetzt. Die Glieder, zusammt dem Haupte, werden geschwächt. War, wäre denn kein Arzt, keine Hülfe?

O ja! ruft, rief es hier; laßt das Haupt von seinem Ueberflusse hergeben. Der Adel steure. O ja! ruft es dort; laßt die Glieder sich freier bewegen, und die Säfte vermehren. Das Volk erwerbe frei. Falscher Kreisfluß! Das Haupt stecht sammt den Gliedern, ohne Zufluß, bei steter Entziehung.

Da gewahrten die Klugen im Lande, daß, dem Uebel abzuhelpfen, die Kur an der Wurzel beginnen müsse.

Der Adel konnte nicht steuern, weil, was er hatte, vom Grundfassen kam. Das Volk konnte nicht, weil der Adel ihm keine Zuflüsse verschaffen konnte.

Gebt das Volk frei! rief man diesseits und jenseits. Hier rief man's, weil dann das freie Volk, nicht mehr in des Adels Hand, seine Begünstigung nur von Jenen zu erwarten hatte, die dem Adel seine Selbstregierung beneideten und dieß Aergerniß einer sonst absoluten Monarchie schon Jahrhunderte lang auszureißen strebten. Dort rief man's, weil dann das freie Volk, nicht mehr in des Adels Hand, dieselbe Zahlungsunfähigkeit, wie jetzt, nur lauter, ausschreien mußte, oder, in Hände übergegangen, die viele Jügel zugleich nicht zu fassen vermögen, ein Werkzeug gegen die freie Selbstverwaltung geworden wäre, wovor ihm, am Ende, selbst geschaudert hätte.

Jedenfalls ging dann die Staatsgewalt, wenigstens die legislative, an ein Element über, das, mit der Diskussion nicht vertraut, sich der Leitung Dessen anvertraute, der ihm die nächsten, meisten materiellen Vortheile bot. Das Dilemma war dann vorhanden.

Gab die Regierung dem Volke Absatz, so gewann sie das Volk, und die Stimme der Repräsentanten des freien Volks war für die Reformen der Regierung. Aber mit dem steigenden Absatz stieg der Wohlstand, und noch nie hat in der Geschichte sich der reiche Unterthan Gesetze vorschreiben lassen. So fielen dann die absolutistischen Reformen in Kurzem über den Haufen.

Also, das Volk mußte, muß frei werden, auch nur um der Regierung zu beweisen, daß, auf ihrem Wege, die Reform keine nachhaltige sein konnte. Es kehrte, hinterher, doch Alles auf die Bahn zurück, welche von den Ständen längst vorgeschlagen, von Adel und Volk längst ersehnt, von der ganzen vernünftigen Welt für die einzig heilbringende erkannt worden.

Aus diesen Gründen, wenn auch nicht ausgesprochen, entstand das neue Urbarium.

Ostensibel durfte freilich nur der Humanitätsgrund bleiben, eine Masse von Staatsbürgern der Menschheit zurückzugeben.

Wie aber die Uebergangsperiode vermeiden, während welcher, um, mit Heinrich von Frankreich zu reden, dem Bauer am Sonntag ein Huhn in den Topf zu stecken, der Bauer eine Maschine, ein Spielzeug in den Händen fremder Machthaber sein mußte?

Dies, und nur dies, war die Aufgabe der Sprachreform. Das feine, fast unsichtbare Band, welches Menschen an Menschen kettet, gleiche Gefühlsweise und Denkart, ist, in sofern sie sich dadurch versinnlicht, in der Sprache gegeben. Galt diese als Ausdruck in hoher und höchster Potenz, so kam auch unmerklich Denk- und Gefühlsweise der sonst verschiedenen Stämme einander näher und verschmolz endlich ganz in Eins. Die Geschichte noch lebender, wie längst in der Fluth der Amalgamirung, in welcher der Mensch mehr als jedes Geschöpf unaufhörlich begriffen, untergegangenen Völker, spricht laut für diese Behauptung. Wie verschieden war der Schotte, der Ire vom Britten in Allem und Jedem! Welcher Abstand war zwischen dem Longobarden und dem Weströmer! Und jetzt!

Zubelnd hören wir hier unsere Widersacher ausrufen: Also doch! Doch war Verdrängung der übrigen Idiome durch das magyarische, die herrliche, hohe, aber übel verhehlte Aufgabe?

Mit Gunst, meine Herren! Jubeln Sie nicht zu früh. Niemand hat es, magyarischerseits, verhehlt, man hoffe mit der

Zeit diese Sprache zur allgemeinen, des materiellen wie des geistigen Verkehrs, erhoben zu sehn. Zu welchem Zweck? Dieß mag die eben jetzt vorausgegangene Bemerkung schließen, oder errathen lassen. Oder gäb' es Stumpfsinnige, denen wir noch nicht deutlich genug gesprochen hätten, so sei es offen bekannt: „Freiheit, Freiheit unter dem Gesetz, Theilnahme, wenn auch nur mittelbare, an der Gesetzgebung, und Einfluß, öffentlicher „Einfluß auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten.“ Man zeige uns die Möglichkeit, dieß vor Gott und der Welt nicht nur erlaubte, sondern von der Natur vorgestechte Ziel durch eine andere Sprache der Monarchie zu erreichen, und wir stehn ab von der Idee und huldigen dem fremden, beglückenden Laut. Bis dahin aber verzeihe man uns, wenn wir darauf bestehen, daß nur in der Sprache des freisinnigsten Volks die Freiheit fortgepflanzt werden mag!

In ernstern Dramen zur Erholung den Pöckelhäring im Zwischenakt, in der Zwischen Scene auftreten zu lassen, damit der angespannte Geist, das erschütterte Gemüth auch die niedrige, das heißt dem niedrigen Verstand und Herzen begreifliche, Seite des Gemäldes erblicke und sich desto williger zu der rechten Höhe wieder schwinde<sup>1)</sup>, lassen wir unsern Doktor abermals erscheinen, dessen salzsaure Bemerkung also lautet:

„Was ich sage, stützt sich auf keinen Codex, sondern „auf Geschichte, Rechtsgefühl, Klugheit und Politik —“

Codex? ist ja wohl auch ein Buch, das Gesetze enthält. Also nicht auf Gesetz stützt sich der Doktor. Aber auf Geschichte. Geschichte? Sie kann nur Recht oder Unrecht erzählen. Nun, auf kein Gesetz, also auch auf kein Recht, weil Gesetz als Recht betrachtet werden muß, so lang es besteht, und doch auf Geschichte? Aber auf Rechtsgefühl.

Rechtsgefühl? Gefühl des vorhandenen, oder nicht vorhandenen Rechts? Des vorhandenen? Das ist Gesetz. Aber auf kein Gesetz, weil auf keinen Codex. Also auf Gefühl des nicht vorhandenen? Was ist das? Nicht Gesetz. Also auf

1) haben große Dichter nicht verschmäht, und so — — — —

Unrecht. Aber auf Klugheit. Klugheit? Ist man klug, wenn man sich auf etwas stützt, das nicht vorhanden? Da werde der Henker klug daraus. Aber auf Politik.

Aha! Auf Politik! Das ist das Rechte. Auf keinen Co=der, also auf kein Gesetz, auf kein Recht, auf keine Klugheit, sondern auf Politik. Man kann die Politik nicht besser de=finiren.

Vielleicht hinterläßt sie, der er in so herzlichster Einfalt zu dienen vermeint, ihm, der von Coder nichts wissen mag, we=nigstens ein Kobizill.

\*

So bevordert, rücken demnächst unsere Gegner mit der ganzen Wucht ihrer Gründe auf uns los, und beweisen uns, daß wir erstens

die Vorwand=windsucht, oder das Ruffenfieber haben. (Warum nicht beides zugleich?)

Es ist nicht zu verkennen, die guten Leute haben den Fehler, von sich auf Andere zu schließen, und hielten wir unsern Gegenstand nicht für zu edel, und unsere und des Lesers Zeit für zu theuer, um uns auf Recriminationen einzulassen, wir könnten ihnen auf den Kopf zusagen, sie leiden mehr als wir, (die wir uns, Gottlob! bei aller uns aufgedrungenen medizini=sch=politischen Hülfe, als Aderlaß und Schröpfen, bei gesundem Leibe fühlen,) sie leiden an der uns vorgeworfenen Aus=zehrung und haben augenscheinlich, ja eingestandener Maßen, das — Magyarenfieber.

Ihre Beweise sind folgende:

„1. Kleine Familien sterben leichter aus, als große. Darum sucht der Magyar die seine“ (durch gezwungene Adop=tion?) „zu vergrößern.“

Wir bitten sehr um Verzeihung, aber uns fällt hier das gemeine Sprichwort ein: Unkraut verdirbt nicht. Denn dies ist ja die größte Familie. Wenn also die Fruchtbarkeit ein Merkmal der Größe wäre, wie übel käme da (der Herr Doktor wird vermuthlich hier in seinen eignen Busen greifen müssen)

so manches edle, wirklich edle Volk weg, dessen Fruchtbarkeit bekannt und das also, folgerichtig, zum Unkraut zu zählen!

Doch nicht mit Dialektik, mit Thatsachen wollen wir umstoßen, was hier zu unserm Nachtheil, weil als Anklage, vorgebracht wird. Wir erinnern an die dreihundert Fabier Roms, die alle an demselben Tag dem feindlichen Schwert erlagen und von dem einzigen, der als Knabe nicht mitgekämpft, so zahlreich wieder erstanden, daß sie lange nachher mit Karthago rangen. Wir erinnern an den Vertilgungskrieg Roms gegen die Samniten, die dennoch, auch im heutigen Italien, nicht ganz untergegangen. Wir erinnern an die Eskimo, die Psechrah, die Hottentotten, die Kaffern, die Peljuaner, die alle noch leben, indes von Inka's und Merikanern die Spur verlosch.

Die „Männer ohne Vorhaut“, wie sich, sehr zart umschreibend (aber doch unzureichend, weil Beschneidung nicht bloß in Israel), der Herr Pastor, als Wortführer, ausdrückt, und die „Männer aus Aegypten“, wie wir, seinem geistlichen Beispiel folgend, ein anderes über den Erdball zerstreutes Volk bezeichnen möchten, all' die kleinen Stämme im großen Russenreich, von Esthen, Lieven, Letten, Finnen bis hinauf zu Lappen, Kirgisen und Samojeden widersprechen offenbar dieser Behauptung. Von den Osmanen, die im Verhältniß zu ihren Giavor-Untertanen sich weit minder fortpflanzen, und die ohne Nachmud's Unflugheit, den Kern seiner Armee zu septembriren, und ohne die Ausschweifungen, die unter der türkischen Soldateska mehr und mehr einreißen, noch lange nicht an ein so seliges Ende zu denken brauchten, als man ihnen — dienstfreundlichst — weissagt oder bereitet — von den Magyaren selbst, die, allen Bürgerkriegen, Tribunalgemetzeln und Halbmondsfäbeleien zum Trotz, zum Trotz allen Misverhältnissen, in welche man sie von innen und außen verwickelt, immer noch als fester Kern dastehn — von diesen und mehreren ähnlichen wollen wir nicht reden. Aber wir dürfen wohl mit vollem Rechte fragen, warum die deutsche, namentlich die sächsische Bevölkerung, in den Ländern der ungarischen Krone, zu der wir mit dem gültigsten Rechte auch Siebenbürgen rechnen, so lang-

sam von der Stelle rückt, daß man aus Deutschland Anstiedler (wie diese selbst behaupten, zum Züchten) kommen lassen muß?

Ist nun aber diese Behauptung, daß die Magyaren zu Hunderttausenden von Türken, Muglen und Tataren in die Sklaverei getrieben, zu Tausenden dem willkürlichen Urtheilspruch des Partei- und Nationalhasses als Opfer gefallen, zu aber Tausenden in Bürgerkriegen hingewürgt und von Seuchen gerafft, noch nicht ausgestorben sind, auch, Gottlob! dem Aussterben noch nicht entgegengehn, so bleibt zu fragen

erstens: woher die verminderte, oder unzulängliche Fortpflanzung unter ihnen?

zweitens: ob sie jemals, in neuerer Zeit, die Einwanderung der Nichtmagyaren zur Ergänzung der Lücken in ihrem Stamm gewünscht?

Auf die erste Frage gab' es der genügenden Antworten manche: wir beschränken uns die wichtigsten anzuführen.

Der ernste Charakter des Magyaren, der ihm nicht erlaubt, wenn die Jünglingsgluth verbräust und das Eheband geknüpft ist, das Weib seiner Wahl und seiner Wünsche anders zu betrachten, denn als seine Hälfte und dem er darum auch in diesem Punkte Schonung und Achtung schuldig zu sein glaubt, so wie andererseits sie den Mann für ihren Herrn erkennt; ein Wechselverhältniß, worin jedenfalls weniger Impulse zu Annäherungen liegen, aus denen die Population ihre Ziffern erhält.

Der Charakter des Bodens, den er bebaut, und der, sofern er seine Mühe reichlich belohnt, seinen Besitzer oder (was diesmal an der Sache wenig ändert) seinen zeitweiligen Inhaber zu anderweitigen Unternehmungen reizt, wobei für den Umgang wenig Zeit übrig bleibt, durch welchen eine stärkere Bevölkerung bedingt wird, und der, wenn undankbar, umgreifendere Regsamkeit erheischt, damit nur die Existenz gefristet werde, wobei dann abermals für die Zärtlichkeit so ziemlich dasselbe Ergebnis sich herausstellt.

Die Selbstachtung, oder, wenn unsere Gegner das lieber hören, der Nationalstolz des Magyaren, der ihm verbietet, aus

seiner übermäßigen Nachkommenschaft, unter die er zerstückeln müßte, was sein Eigenthum vorstellt oder ist, Bettler zu machen oder — Knechte.

Endlich und zuletzt der Mangel an freiem Eigenthum, der sehr begreiflich Vater und Mutter für die Zukunft ihrer Sprößlinge bangen macht, wenn sie, wie natürlich, in solcher Abhängigkeit und so gedrückter Lage ihnen keine andern Hülf- und Lebensquellen zu hinterlassen im Stande sind, als — die Scholle. Denn daß auch aus diesem Stande sich die geistliche und weltliche Armee des Staats rekrutirt, ist bei dem Hinblick auf die Kaduzität dieser beiden Stellungen im Leben und in der Gesellschaft, und auf das weibliche Geschlecht, das keiner von ihnen angehören kann, kaum in Anschlag zu bringen.

Unbegriffen, wie demnach der Plan des Magyarismus vor unsern Gegnern dasteht, müssen wir uns das hospitale Vergnügen machen, ihnen, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, den Köffelstiel in die Hände zu geben, damit sie nicht so ganz nüchtern an der Tafel sitzen, oder gar hungrig von dannen gehn.

Daß der Magyar sehr gut einsieht, woran seines Stammes Vergrößerung sieche, haben wir, scheint uns, so eben einleuchtend genug dargethan. Nicht aber durch Aufgeben eines oder des anderen Grundzuges in seiner Natur, vielmehr durch Festhalten daran sucht er dem Uebel abzuhelpfen. Nur ist die Art, wie er diese Tenazität (Zähigkeit, wenn schon mit Unrecht, mögen es die Gegner nennen), diese Anhänglichkeit an Alles, was seinen Nationaltypus ausmacht, bewährt, vertheidigt, erhält und überträgt, das Verfahren bei der Magyarisierung, so wie die Motive derselben, ganz und gar verkannt, und auf lächerliche (leider, für die Angreifer lächerliche) Weise entstellt worden.

Das Hereinziehen ganzer Massen fremder Bestandtheile in das magyarische Element (der Sprache wie des Lebens) hat der Originalität ein ganzes Jahrtausend hindurch so wenig geschadet, daß im Gegentheil sie ihren Stempel da aufgedrückt hat, wo man eine Umformung an ihrem Wesen hätte erwarten

müssen. Dieß beweisen Lebensart, Kleidung, Sprache und sogar Gesinnung und Betragen bei allen Miteinwohnern des Magyaren von Dedenburg bis Orsowa, von der Marmarosch bis an die Murhalbinsel, und wir lassen uns denn auch auf keine Zergliederung dieses Amalgams ein, das jedem Reisenden schon aufgefallen, und wiederholen bloß, daß also von der Seite der Magyarisismus nichts zu besorgen hat.

Auch die menschenfreundliche und freundnachbarliche Bekümmerniß, „daß, wenn alle die Völkerschaften, welche, angeblich mit Zwang, unter das magyarische Element gemengt, „also (etwa wie die krähwinkler Jugend unter das Militär) „unter die Magyarischedendenden in Ungarn und Siebenbürgen „gestoßen werden sollen, den Magyarisismus zersetzen, es keine „reinmagyarische Sprache und Rationalität mehr geben könne“ — auch diese edle Bekümmerniß können wir den Betreibern der unglücklichen Opfer des magyarischen Heißhungers nach Rationalität, die es mit uns so gar gut, uneigennützig und edel meinen, sehr leicht vom Herzen nehmen.

Sie weisen auf das Beispiel Roms, das in der letzten Zeit seiner auf Unterjochung gegründeten Weltherrschaft kein Römerthum und nach der Völkerwanderung keine Latinität mehr hatte. Wir dagegen weisen auf unser eigenes Beispiel, auf unser, trotz aller Vermengung mit Ruthenen, Großmähren, Slaven, Byzantinern, Italern, Germanen u. s. w., so wohl erhaltenes Idiom und auf die, wie Ehren Roth selbst (nur in etwas verworrener Ansicht) eingestanden hat, so vollkommen erhaltene Nationaleigenthümlichkeit, von der sogar die beklagenswerthen Ingrebrienzen dergestalt angezogen haben, daß es schwerlich der Petersburger Politik und höchstens den Petersburger Waffen gelingen dürfte, sie zur Entsagung dieser (wie Roth meint, ächt orientalischen) Eigenthümlichkeit zu bewegen, deren hervorstechender Zug unbezwingbare Liebe zur (gesetzlichen, selbstgeschaffenen, selbstgeregelten) Freiheit ist. Wir weisen auf die Töchter Sprachen Roms, die trotz ihrer Beimischung von Gälisch, Fränkisch, Iberisch und Griechisch, sich zu Idiomen gebildet haben, in denen Wahrheit und Recht, das

Schöne und das Nützliche, die Freiheit und die Selbstständigkeit sich nicht minder, als in der Sprache Latiums oder Athens vertreten finden, und wir hoffen, auf so glänzende Weise gestützt, die Sprache der Arpadiden, verschmolzen wie sie, nach der Witterungskunde unserer Gegner, mit Deutsch, Slavisch und Wallachisch sein würde, so großartig emporblühen zu sehen, daß sie und das Volk, welches sich ihrer bedient, nichts weniger wird je sein können, als — moskowitzisch.

Nicht auf diesem Wege also, nicht durch die bloße Zungenimpfung will und kann der Magyare seine Nationalität gewinnen oder verlieren. Wie überall, ist auch hier die Sprache bloß Mittel zum Zweck, Schale für den Kern. Verständigung, ohne Zwischengängerei, ohne Wortgeklause, ohne Sylbenstechen, ohne Uebersetzung, Verständigung auf dem offensten, geradesten, einfachsten Wege, Verständigung in Allem, was das Wohl, den Verkehr des Ganzen betrifft — das ist die Rennstange, von welcher kein Hippotarach, keine Pferdescheuche ihn zurückwerfen kann. Ist es erst einmal dahin gekommen, daß man sich in einem Idiom verständigt, dann fallen leicht auch alle Mißdeutungen und Verdächtigungen weg in die — Gese, in die sie gehören und aus der sie höchstens als — Branntweinkourage einen Augenblick wieder auftauchen können.

So weit die Sprache. Als Medium, als Bindemittel muß sie betrachtet werden, nicht als zersetzendes Agens. Ob sie dazu sich eigne, ist zwar schon lange keine Frage mehr. Doch werden wir Gelegenheit haben, auch auf die, wahrlich von bloßen Nichtkennern, oder von böswilligen Verunglimpfern erhobene Anklage der Unzulänglichkeit dieser Sprache zurückzukommen.

Es bleibt uns noch zu zeigen, wie, wenn die erste Aufgabe gelöst, die übrigen ohne Schwierigkeit zu entwirren. Wir stützen uns dabei auf die oben angeführten Worte: Verständigung — Mißdeutung — Verdächtigung.

Der Same des Argwohns wuchert üppiger, wenn der Ausdruck der Idee, des Gefühls schon im falschen Lichte steht. Hat man doch in jüngster Zeit erst erfahren, daß einem natio-

nal-ökonomischen Plan offen entgegen gearbeitet worden, weil nicht nur dieser Plan in magyarischer Zunge dargelegt und verfochten, sondern weil er bis auf ein gewisses Stadium seines Gelingens den Magyaren vorzugsweise Gewinn zu bringen geeignet war. Auf den Bänken der Opposition gab sich's kund, warum so manche dem Allgemeinen wie dem Einzelnen verderbliche Schranken nicht fallen konnten.

Anders, ganz anders war dieß, wenn der Zwiespalt nicht schon auf die „Zunge“ gestreut war. Da ging Ackerbau und Handel, Gewerbefleiß und Kredit ungestört, unangefochten seiner Blüthe entgegen.

Und es wuchs, von selbst, es wuchs, zusehends, die Bevölkerung. Unsere obigen Gründe gegen ihr Wachsthum verloren dann, faktisch, ihre Geltung. Denn wer seinen Tisch mit Ehren und in Sicherheit reichlich decken, auf Lebens- und Geschlechtsdauer decken kann, der scheut nun und nimmer die Zahl der Gäste.

Und das, meine Herren, ist das Wort des Räthfels!

Wie schwer es uns auch fallen mag, bei kargem Raum und noch karger Zeit (da unser Fach keines von den in alle diese Diskussionen einschlagendes ist) noch etwas Ueberflüssiges anzuführen, wir sehen uns der Ordnung und Form wegen genöthigt, auch die zweite Frage aufzunehmen,

ob in neuerer Zeit die Magyaren je darauf angetragen, durch Einwanderer aus andern Stämmen ihrer zu geringen Bevölkerung nachzuhelfen?

Darauf muß nun entschieden geantwortet werden: Nie. Nicht nur ist auf dem Reichstage, der doch wohl hiezu das entscheidende, wo nicht ausschließende Recht hat, nie ein Gesetz darüber vor- oder zu Stande gekommen, sondern auch die meisten Organe der Oeffentlichkeit haben sich bestimmt und andauernd dagegen erklärt. Das liegt, man kann nach dem Vorhingefagten nicht zweifeln, in der Natur der Sache.

Wenn nun nach alle Diesem die Gegner noch behaupten, die Magyaren

2. fürchten bei abnehmender eigener, bei zunehmender nichtmagyarischer Bevölkerung, am Ende ihre Nationalität, weil ihre Sprache, zu verlieren; die Magyaren seien

3. das einzige aus der Völkerwanderung übrige Volk, und werden, wenn sie nicht diesmal durch fremden Zusatz restaurirt seien, wie ihre rumorenden Kameraden verschwinden; sie halten sich

4. für ein Stück von einem aus seinem Urstiz abgelösten, aber noch nicht wieder aufgefundenen, Volk; sie seien

5. von den Deutschen nicht so bedroht, als von den Slaven;

6. slavische Litteratur übertreffe die magyarische an Alter u. s. w.,

so könnten wir billig dem Schwäger den Rücken wenden, der so unhaltbare Dinge vorgebracht; zumal wir das Wichtigste bereits mit unwiderleglichen Gründen abgethan zu haben uns schmeicheln dürfen. Obenhin wollen wir jedoch hierauf bemerken:

Gibt es nirgends mehr Trümmer großer Völker, die noch in ihrer Eigenthümlichkeit dastehn?

Haben Alemanen, Gothen u. s. f. keine Rolle in der Völkerwanderung gespielt und sind sie nicht noch in Schwaben und Schweden vorhanden?

Volk und Sprache für identisch haltend, wie mögen die Herren behaupten, die Magyaren, deren Sprache sich in ihren Grund- und Wechselformen, in ihrer grammatischen Vollendung sicher nicht in Europa ausgebildet, diese Sprache müsse nicht einem großen, weitverzweigten Volke (wann und wo immer) angehört haben?

Wer ist, bis auf unsere Zeiten, mit dem Magyaren treuer Hand in Hand gegangen, der Deutsche oder Slave?

Wo ist denn die slavische Litteratur zu finden, die der magyarischen, wär's auch im Alter, den Rang abläuft? Wie manche „Königinhofer Handschrift“, wie mancher andere magyarische Sprach- und Litteraturschatz dürfte noch aufgefunden werden, wenn Eifersucht, Eigennuß und Unverstand nicht Nach-

forschung hinderten? wenn dieß unglückliche Land nicht, man kann sagen Jahrhunderte hindurch, der Vertheerung und Zerstörung, eben durch die, welche zu seinem Schutze berufen und beeidet waren, Preis gegeben war?

Wir begegnen übrigens unsern Widersachern auf diesem Felde, weiter unten, in vollerer Rüstung.

Jetzt noch ein Wort vom Ruffenfieber, das, wie gesagt, eigentlich nur in der Einbildungskraft unserer Gegner besteht und das sie uns Schuld geben, weil sie — das Magyarenfieber haben.

Wenn Fieber Krankheit ist, des Leibes oder der Seele, was soll man von Dem sagen, der Jemandem zusieht, wie er Stück um Stück von eines Nachbars Körper ablöst oder reißt, eines Nachbars, der einst des Zuschauenden Lehnsmann oder Bundesfreund gewesen, der zusieht und Keinen erblickt, der ihm Einhalt thue, und der endlich aufschreit und den Eigenmächtigen vor der Welt des Unrechts verklagt und der Grausamkeit?

Ist das auch Fieber?

Ueber diese Präpotenz hat der Britte, hat der Scandinavier, der ächte Germane bereits den Stab gebrochen. Ist sie unsern Gegnern vielleicht willkommen?

Aber, nein! für so tief gesunken können wir Männer nicht halten, die in einer freien Verfassung geboren und erwachsen, wissen müssen, daß das Wort frei, so lang es keine That bedingt, und dem freien Worte, wenn gesetzlich, freie That folgen mag.

Geneigter, viel geneigter wären wir zu glauben, es habe sich dieser Herren eine gewisse komische Furcht bemächtigt, von den furchtbaren Weltstürmern en miniature, wie wir selbst unsere Ultra's nennen möchten, mit Haut und Haar verschlungen zu werden und sie haben deswegen für gerathener gehalten, diese Schrecklichen bei einem Mächtigeren der Felonie anzuklagen, nachdem sie zu behaupten gewagt, er taste ihr ehemaliges, ohne ihre Schuld verlornes, Eigenthum an, und gehe damit um, auch das noch übrige, nach Möglichkeit, zu schmälern. Natürlich wird, um des lieben Hausfriedens und guter Nach-

barschaft willen, solches Vermessen eindringlichst getadelt, wohl auch mit Ungunst gestraft und so ihre Behauptung außer Kredit gesetzt. Einmal eines solchen Unrechts überwiesen, wirft man auch Wahrheiten, die sie an den Tag gebracht, auf denselben Haufen. Dafür reichen nun die Beruhigten Jedem die Hand, der nicht Weltstürmer und Ruffophag scheint, machen dem Letzteren eine Faust und drohen, daß der angeschwärmte Nachbar ihn bald Sitte lehren wird.

Er ist willkommen. Wenn ihm das Schauspiel Vergnügen macht, eine Nation sich, wie ein Mann, erheben zu sehn, um ihr Recht, ihre Freiheit zu behaupten, mag er sich nur hierher bemühen! Wenn nichts sonst, er gewiß, wird die vier Millionen, jetzt so geschickt dividirt, wieder in ein Produkt rebusziren.

\*

Nachdem wir nun glücklich uns vor der Diagnose des Fehrfiebers gerettet, dagegen unserm unbetenen Arzt bewiefen, wie sehr er durch die grüne oder gelbe Brille sieht, kommen wir auf die andern Gebrechen, die er an uns findet, und die, so hoffen wir, vermuthlich auch hinter seinem Augenglas steckend befunden werden sollen.

Fassen wir sie in ein Bündel, um früher fertig zu werden. Es ist 1. Gewaltsamkeit. 2. Alleinhandel in der Verwaltung. 3. Verkümmern jeder andern Nationalerziehung. 4. Erstickung jeder, auch der im Blute liegenden, Sympathie.

Offenkundig ausgesprochen war von der Nation (und ist auch in diesen Zeilen) der Zweck, der dem Gesetzworschlag über die Sprache zum Grunde lag. Die unberechenbaren Folgen können weder Jemand zum Ruhm noch zum Vorwurf erreichen. Wo aber in aller Welt ist dieß Gesetz mit Gewalt vollstreckt worden? Den Beweis fordern wir von unsern Gegnern, wenn sie Ehrenmänner sind.

Verschlossen, fürchten sie, werden dem Nichtmagyar alle Dikasterien sein, wenn der Gesetzworschlag sanktionirt und Magyarisch die Sprache des Diploms, der Verwaltung sein wird.

Wie verblüfft müssen sich die guten Leute gefühlt haben, als sie erfuhren, daß eine Sprache, die in Volksmund, im Munde ihrer nächsten Nachbarn und Umgebungen, ja im Schooße ihrer Familien, unter ihren Hausgenossen lebt, statt der viel seltener und für die heutzutagigen Verhältnisse viel weniger anwendbaren lateinischen, die Sprache der Urkunde, des Richteramtes am Thron u. s. w. zu werden bestimmt war! Das Geheimniß der Verwaltung, das mystische Dunkel von Saïs und Eleusis, sollte zerrissen und Wahrheit und Recht sollte Gemeingut werden!! Aber wie viel verblüffter noch müssen sie werden, wenn es sich zeigt, ob denn die Erlernung des Lateins oder die des Magyarischen, unter den bestehenden Landesverhältnissen mehr Opfer kostet?

Die Erziehung, fürchten sie, wird dann dem Nichtmagyaren eine Amme, eine Kinderwärterin, ein Gebet- und Märchenbuch, eine Schule, einen Mentor und Spielkameraden, alles magyarisch, aufbürden, und sein knapper Beutel die Kosten nicht bestreiten können. Wir wissen nicht, ob wir bei dieser Fabel die Achsel zucken oder laut auflachen sollen. Amme, Wärterin, Mentor im Bauern- und Bürgerstand? (Der Adel ist, längst, magyarisirt.) Gebetbuch und Märchen! Wozu? Wer greift denn an's Heiligthum des Gewissens, des Verkehrs mit Gott? Wahrlich, die Verdächtigung riecht gar zu sehr nach Fanatismus. Märchen! Sie haben ihre Geburtsstätte im Volk und sollen ihm erst aus Büchern kund werden? Schulen und Spielkameraden aber, magyarische, trifft der Nichtmagyare bereits hinlänglich. Er benutze sie nur!

Die Stimme des Blutes, weiffagen sie, wird erstickt. Der magyarisirte Emporkömmling wird die nichtmagyarisirten Bettern und Basen verunglimpfen, unter die Füße treten. Vergeben wir den Schwächlingen ihre Radotage. Die Stimme des Blutes bleibt stumm, wenn sie nicht auch die der Gewohnheit, der Dankbarkeit ist. Wohlthat aber liegt gewiß in der Eintracht. Wer will nun diese bewirken? wer sie stören? Die Antwort liegt auf der Hand.

Daß Ausbrüche des Unmuths, gegen rohes, trotziges Auflehnen wider eine Maßregel natürlich sind, die das allgemeine Wohl bezweckt, daß einem solchen Verächter und Störer des Friedens von Hitzköpfen wohl bisweilen noch ärger als mit Vorwürfen begegnet werden mag, wer wird das läugnen?

Ist aber nirgends Gewaltthatigkeit in Verbreitung des Magyarischen zu erweisen,

Ist Ausschließung von Aemtern (und zwar kann hier nur von Staatsämtern die Rede sein) nur für Die zu besorgen, die das Idiom dazu nicht mögen,

Ist die Privat- und öffentliche Erziehung durch die Sprache des Magyaren gar nicht bedroht, und

Ist Zerreißung der Bande des Bluts und der leiblichen Verwandtschaft, da wo sie von Eintracht und Dankbarkeit gewoben wurden, vom Magyarismus, der sie eben stärken soll, nicht zu fürchten:

wo liegt hier der Anlaß zur Klage, zum Zetergeschrei?

Wohl nur in der Angst Derer, die Recht für Gewalt ansehen, wenn sie Gewalt nicht für Recht gebrauchen dürfen,

Derer, die fürchten vom Magyarismus zermalmt zu werden, wenn sie sich nicht hinter holperige Trümmer von Latein oder steifgebundenes Deutsch verschanzen können,

Derer, die es wurmen müßte, auch im Magyarismus Gesittung zu finden, für deren Tonangeber und Prototyp sie gerne gelten möchten,

Derer endlich, die von der deutschen Altvordern Verdienst geblendet, sich selbst in einer Glorie sehn, die Andere nicht entdecken, und sich selbst für erniedrigt hielten, gab' es für Den, welchen sie bisher über die Achsel angesehen, an ihrer Unsehlbarkeit etwas zu rügen.

Das Alles aber gilt nicht von der Nation, nur von ihren Selbstausgewählten!

Meine Herren Bürokraten,  
Wählt euch beß're Advokaten!!

Unsere Gegner, nicht zufrieden, uns das Gefährvolle, Verderbliche unserer Unternehmung, so eindringlich, wie unsere Leser es eben gefunden haben können, vorgestellt zu haben, gehn so weit in ihrer patriotischen Gutmüthigkeit, daß, nachdem sie uns vom Rande des Untergangs zurückgerissen, sie uns auch noch beweisen, es sei

„die Magyarisirung unnöthig und unvortheilhaft.“

Es ist manchmal ein Unglück, scharfe Augen, feigliche Ohren, einen verwöhnten Gaumen und die Gewohnheit des Prüfens zu haben. Das erfahren wir, zu unserm Leidwesen, hier bei dem Ausdruck, womit die Aufgabe bezeichnet, die sich das Pamphlet unserer Gegner in dieser Abhandlung gestellt. Auf den ersten Blick fiel uns der Pleonasmus auf, der in dem Worte unnöthig liegt, sobald er dem andern: unvortheilhaft, gegenüber gesetzt. Kann denn das Unvortheilhafte jemals nöthig sein?

Doch, der Wortführer unserer Gegenpartei hat seine eigene Politik, wie dieß oben an den Tag gekommen, warum nicht auch seine eigene Logik und Rhetorik? Stolpern diese auch bisweilen, ei nun! wir müssen schon unsere gütigen Leser bitten, mit zu stolpern, eben um zu sehn, daß man dabei — stolpern muß.

Vielleicht auch, wenn wir eine Weile mitgestolpert, sei's auch nicht bis ans Ende — vielleicht gelingt es uns, zur Einsicht zu gelangen, (wenn auch eben nicht unsere etwas schwerflüssigen Gegner dazu zu bringen) zur Einsicht, daß dieser Abschnitt des Doktors ganz den Namen verdient, den er auf die Magyarisirung anwendet — unnöthig und unvortheilhaft.

Für's Erste gesteht der Doktor, er habe, ob Magyarisirung der Zweck des Sprachgesetzes (worunter er, als trefflicher Grammatiker, vermuthlich das Gesetz über die Sprache meint), er habe dieß, sagt er, nirgends als im Siebenbürger Boten erfahren können, einem Blatte, das, bekanntlich, in seinem Magyarenhaß, oft so weit geht, daß es sich selbst und seine Interessen schmäählich verwundet. Er gesteht, er combine sich, was er bekämpft, nur aus einzelnen Thatfachen.

Vortrefflich! Er gesteht also eben damit seine Einseitigkeit und Parteilichkeit unumwunden ein und ist so naiv, daß er offen erklärt, er kämpfe mit selbstgeschaffenen Ungeheuern. Haben wir doch noch nie gehört, daß der wackere Cervantes je in unserm armen Siebenbürgen gewesen, oder daß es bei uns eine Provinz „la Mancha“ gebe.

Kaum ist diese ritterliche Naivetät, dieß hochherzige Geständniß über des Vorkämpfers Lippen oder aus seiner Feder, so entschlüpft ihm schon wieder ein Zug von natürlichem Scharfsinn, wofür (wir sind fest überzeugt) der arme Mann nicht einmal kann. Es fährt ihm nur so heraus, daß

die Magyaren durch Verpflanzung ihrer Sprache unter andre Völker dieser Sprache aufhelfen — — — — — wollen.

Es ist in der That nicht leicht, bei dieser Versicherung ernsthaft zu bleiben. Ungereimt, wie sie dasteht, wenn man sie mit der fernblickenden Weissagung jenes sächsischen Sehers in einem deutschen Siebenbürger Blatt zusammenhält, welche wir bereits oben angeführt, und wonach die magyarisches Sprache, wenigstens ihre Arthümlichkeit, durch Beimischung oder Zulassung fremder Elemente zum Magyarisismus die augenscheinlichste Gefahr läuft, — ungereimt, wie gesagt, entzündet sie den Kenner beider Sprachen durch die Zuversicht, womit über eine Sache abgeurtheilt wird, in der nur der höchste Unverstand, und die größste Unwissenheit so ungeheuer weit vor der Wahrheit vorbei treffen können. Wir wiederholen hierüber, was oben gesagt, und haben bloß hinzuzufügen, daß, wenn ja Abhülfe von dieser Seite für den Magyarisismus nöthig war, so mußte es gegen, und nicht durch, fremde Sprachen sein, gegen jene Sprachen, in welchen, bis vor Kurzem, ihre Gesetzgebung und Verwaltung — angeführt worden.

Auch das Ueberraschende versuchen unsere Gegner, uns den Sieg aus den Händen zu winden. So überrumpeln sie uns mit der Neuigkeit, das Vaterland, der Bodenreichtum der Magyaren biete ihnen zahllose Hebel für Kultur und Civilisation, und behaupten, die Gelegenheit zu Beidem sei ihnen

von Anfang ihrer Niederlassung in Europa gegeben. Wir können diesen Freundschaftsdienst nicht besser vergelten, als, indem wir ihnen mit einer eben so frischen Neuigkeit aufwarten, daß nämlich das Schwert der Magyaren in tausend Jahren nur auf kurze Augenblicke in die Scheide kam, und daß in diesen seltenen Zwischenräumen der Zwingherren so viele und so mancherlei an Mark und Schweiß des armen Volkes zehrten. Ohne Mark aber, Sie wissen das wohl, meine Herren, schrumpft auch das Gehirn ein, und darum — sind manche Leute so übergescheit.

Was sollen wir aber von der zweierlei Basis denken, auf welcher uns Roth und seine Gefährten zu stehn verurtheilen? Einmal (S. 31.) erkennt man uns eine hinreichend breite Basis zur Entwicklung des Volkslebens zu, ein andermal (S. 16.) verklagt man uns der Furcht vor dem Aussterben, was doch offenbar nur geschehn kann, wenn kein oder zu wenig Raum für die Entwicklung des Organismus vorhanden. Aber vielleicht sind die Herren selbst gewohnt, auf zweierlei, wenigstens politischer, Basis zu stehn!

Ganz ergötzlich ist was uns (S. 32.) zur Potenzirung unserer Kultur durch Hebräer und Zigeuner an's Herz gelegt wird. Man sieht, ein (sächsischer) Doktor und Magister weiß aus Allem Vortheil zu ziehen.

\*

Es hat eine Zeit gegeben, wo die „Apokalypse“ für unverständlich galt. Unsere Gegner tragen aber jetzt über diesen Sieg davon. Berworr'ner, in Begriffen und Ausdruck, läßt sich schwerlich schreiben, als ihr Wortführer Roth gethan, wenn er die Aneignung der magyarischen Sprache unter Volksstämmen nichtmagyarischer Zunge für

eine Sprachverwirrung, für einen Thurm zu Babel ausgibt.

Gleich Eingangs gesteht er, daß „er am allerwenigsten wisse, ob die magyarische Sprache für alle Bedürfnisse der jetzigen Kultur ausreiche“.

Die „klügeren und verständigeren Männer“, die ihm gesagt haben, es sei besser gewesen, die lateinische Sprache noch eine Zeit lang „als Gesellschaftsfräulein“ beizubehalten, geben für ihren und des Doktors und Magisters Klugheit und Verstand einen sehr geringen Maßstab. Gesellschaftsfräulein fremder Zunge legt man sich bei, wenn man dieser fremden Zunge im Umgang noch bedarf. Des Magyaren Umgang und Verkehr kann das alte Fräulein recht wohl entbehren und wir wollen nicht hoffen, der gelehrte Herr, der für die Nichtmagyaren hier das Wort führt, urtheile von seinem eignen Zustand auf den Anderer und meine, dem Magyar werde bei seiner Muttersprache die Zeit lang.

Als Dolmetsch einer großen, schönen Vergangenheit, auf ihrem eignen Boden, mag das alte Fräulein immer bleiben. Ehelich und fröhlich durch die Welt, groß und stolz durch alle Schlingen und Hindernisse zu kommen, genügt, in seiner Heimath, dem Magyar seine Muttersprache.

Die wichtigsten Institutionen der gebildetsten Nationen sind in ihrer Muttersprache entstanden, in dieser ausgedrückt. Der Herr Doktor und seine Genossen mögen es glauben oder nicht, der Befreier Nordamerika's hat nicht lateinisch kommandirt oder deliberirt, und eines unserer Nachbarreiche ist entseßlich groß geworden — ohne das alte Fräulein.

Bei Gelegenheit dieses Abschnittes kömmt man in Versuchung zu glauben, Noth müsse (was seine Dornheit und sein Dünkel eben nicht beweisen), nicht sehr vollblütig sein. Er urtheilt wie ein Wettrenner vom Vollblut — in Litteratur und Volksleben. Und in der That, wer dessen „fruges consumere“ nicht vergessen hat, geräth unwillkürlich auf den Gedanken, er sei in *humanioribus* nur eben — mitgerannt.

Noch ärger wird's, wenn er behauptet, alle Nationen haben von der Vorwelt geistiges Blut in den Adern. Wie, Herr Doktor und Magister? Auch die Russen? Auch die Türken? Stecht in jenen noch der große Reisende „Anacharsis“, und in diesen der „Flüchtling von Mexka?“

Aber, zugegeben! Dort, eine zerfallene, bis auf die Trümmer verschwundene, Herrlichkeit. Hier, Salaheddins und Harun-al-Raschids glänzendes Genie! So ist ja auch Rom nicht geistig groß aus den Palisaden Evanders gestiegen und Cicero hat in Athen und in Rhodus studirt, und der Busenfreund des Cornelius Nepos hieß Attikus, und die Hofmeister in Rom hießen Graculi, und Solon und Lykurg und Herodot haben Aegypten aus guten Gründen durchwandert. Aber darum sprach man nicht in der Akademie zu Athen die Sprache der Pharaonen oder ionisch oder attisch „pro rostris“.

Und also, möchten wir in tiefster Bescheidenheit behaupten, ist die Welt noch nicht der Gefahr der Sprachverwirrung, des Babelbaus ausgesetzt, wenn ein Volk, indem es geistig vom andern borgt, noch seine Sprache behauptet.

Nicht recht verständlich ist auch (nebst so viel Andern), was die Gegner durch ihren Doktor von Isolirung der Völker durch Spracheigenthümlichkeit, von Erfindung der Presse, des Kompasses, des Schießpulvers, als Fingerzeigen und Behikeln zu geistiger und materieller Verbindung der Völker, sagen lassen. Ob gerade das Schießpulver ein gemeinsames Bindemittel für die Menschheit sei, mag uns der Doktor (der, war's nicht schon erfunden, es gewiß — nicht erfand) besser zu sagen wissen. Wir wollen ihm auf's Wort glauben, daß er sich das so denkt, wenn er nur auch seinerseits die Güte haben will, uns zu erklären, warum nicht die Welt den macedonischen Sohn Ammons aus tiefster Seele bedauert, daß er so einfältig sein und durch die Erbauung einer griechischen Welthandelsstadt die Völker so ganz und gar isoliren konnte.

Ach, ja! Das vollkommene Latein (kruges), das den Reden unseres Doktors auf seinem Dorfe ganz gewiß die höchste Salbung verleiht! eine Salbung die gewiß bis in die Nieren der alten Kirchengängerinnen bringt! Das treffliche Latein, das von jeher und überall einen Zankapfel unter seine Jünger geworfen! Das herrliche Latein, womit unsere Genieoffiziere Festungen berennen, Lager abstecken u. s. f.! Das himmlische Latein, wodurch unser Handel, unsere Fabriken

blühn! Großer Kolumbus! Du hättest Amerika nie entdeckt, wäre nicht im Winkel irgend eines Klosters, in irgend einem alten Lateiner die Sage von der Atlantis Dir in die Hände gefallen!!!

Das Nützliche in den Wissenschaften, in der Kunst, im Leben bedarf des Lateins lange nicht mehr. Es wäre denn, daß unsere Kräuterweiber, um die Heilkräfte ihrer Pflanzen zu rühmen, Polyandria und Monogynia im Munde und Dampfschiffe und Eisenbahnen künftig ihre Patente in lateinischer Sprache führen müßten.

Das, meine Herren, das, Herr Doktor und Magister, ist das Ziel des kosmopolitischen, philanthropischen und humanen, oder — wenn Sie uns erlauben, dem Kinde einen nichtgriechischen, nichtlateinischen Namen zu geben — des weltbürgerlichen, menschenfreundlichen, menschlichen Strebens in unserer Zeit. Man will das Substrat, das unabweisliche, des moralischen und intellektuellen Gedeihens, die materielle Existenz gesichert, und so, daß es im Wesen des Volks, und nicht im Gelüste der Machthaber wurzele, gesichert wissen. Ihre lateinische Conversation hat wohl manchen Machthaber und Drakelpriester fett, aber keinen Bauer fleißig, keinen Handwerker geschickt, keinen Beamten beliebt und keinen Gelehrten — reich gemacht.

Der Philanthropismus, der Kosmopolitismus, die Humanität — oder wie diese Aushängschilder einer bürgeraufrätischen Selbstsucht alle heißen mögen — läßt unsre Gegner nicht still stehn bei den bisherigen Warnungen. Sie geben uns zu bedenken, daß die magyarische Sprache durch Ausmerzung der Fremdwörter Schaden nehmen könne.

Soll das ein „Experto crede Ruperto“ sein? Fühlen diese Bürokraten des Deutchthums (das vom deutschen Volksthum himmelweit verschieden ist), fühlen sie, daß sie ohne ihre Kanzleiflöskeln nicht im Regiment bestehn könnten?

Wir, unsererseits, bitten sie, unsertwegen ganz unbekümmert zu sein. Die stattliche, aus den Grüsten einer in Kämpfen für meistens fremde Interessen hingepferten Vorzeit, erstandene

magyarische Jungfrau dankt Ihrer Wohlmeinung mit einem schmunzelnden Kopfnicken und einer elastischen Reverenz — (Sie werden doch wohl nicht undeutschen Sinn genug haben, um diese Wörter zu verstehn) — und fordert Sie heraus, irgend ein, deutsches Pensum, von unparteiischer Hand oder durch's Loos aufgegeben, von einem Ihrer Vorkämpfer und einem der unsrigen, in die Sprache übertragen zu lassen, die diesseits und die jenseits verfochten wird. Zum Areopag wählen wir, Sie eine magyarische Zeitschrift, die Ihren Interessen am meisten gewogen, z. B. den Pest-Dfner Boten (Budapesti Hiradó), wir unbedingt den unserer Sprache so gewogenen, so kundigen Siebenbürger Boten. Wir wollen sehn, wer Sieger bleibt. Ja, meine Herren, ja, mein Herr Doktor und Magister, ein Solches vermißt sich die Jungfrau, die magyarische Sprache, frei von den Zug- und Schönheits- und — Wundpflästerchen des Latinismus und des Fremdlandes, gern und groß, in jedem Augenblicke, zu prästiren; zu prästiren, nach einer Wiedergeburt und Pflege von nicht viel mehr, als zwanzig — ja, zwanzig Jahren.

Unsere Gegner prophezeihen uns, ferner, daß, wie aus der Latinisirung oder Verrömerung fremder Völker nur schlechtes Latein und schlechtes Römerthum entstand, also aus der Vermischung der Wallachen mit Magyaren, der Deutschen, Slaven u. s. f. mit Magyaren nur schlechtes Magyarisch und schlechtes Magyarenthum hervorgehn müsse, u. s. f.

Uns kömmt, von unserm Standpunkte aus, natürlich die Sache ganz anders vor und wir haben uns darüber schon oben bei einem ähnlichen Anlaß entscheidend genug ausgesprochen, um diese crambe recocta unsern Lesern nicht noch einmal vorsezen zu dürfen. Zwei Bemerkungen können wir indes hier nicht zurückhalten. Sie sind uns abgedrungen durch den Geist der — Trunkenheit (möchten wir sagen), der über den Angriffen unserer Gegner weht — —

Ob jede Weltherrschaft, jede Ober- und Uebermacht, Gutes in ihrem Gefolge hat, wollen wir hier nicht untersuchen. Gewiß ist, daß die Universalmonarchie der Römer, so sehr sie

auch die Unabhängigkeit fremder Völker und Fürsten in's Gedränge brachte, ihre politische Verfassung, meist, zum Besten wendete und wer römischer Bürger wurde, aufhörte, Fürsten- oder Parteiknecht zu sein. Was aber diese Verwandlung eines fremden Stammes in römische Bürger, zum meist, bewerkstelligte, war doch nur die Sprache. Der Latinität der Nationen und Provinzen verdankte Rom sein festes Staatsgefüge. Aber im Gefolge dieser Latinität befand sich auch, bis auf die Kaiserzeit, die Freiheit.

Ist und war sie, bisher, auch im Gefolge der Latinität, woran, wie am Salzstein die Schafe, Jahrhunderte der Zeit nach der Völkerwanderung ihre Verchrer leckten? Den Beweis wenigstens sind uns unsere Gegner, Ehren Roth an der Spitze, schuldig geblieben. Freilich ist das „kruges consumere“ eben kein Beweis von tiefem Blick in die ächte Latinität!

Und auf solche, glänzende, Beweise wahren Römerthums stützen unsere Gegner sich, wenn sie, wie in Horaz die hölzerne Götterstatue uns verachteten Nichtthimmlischen ein — Schnippchen schlagen und ausrufen:

dilissa n --- e p --- di!

Sind sie nicht „Roth“, Herr Doktor?

Wer einen aufmerksamen Blick auf den Fortschritt deutscher Sprache und Litteratur, Nationalität und Civilisation in der Monarchie wirft, wer die Ehstreicher (Oesterreicher) auf der „Alm“ und die „Kroboten“ (Kroaten) in ihrer deutschen Entwicklung vergleicht, muß erstaunen, nicht gleich wahrgenommen zu haben, auf welche (traurige) Erfahrungen, in der eigenen Sache, die Besorgniß unserer Gegner für den Magyarismus gegründet ist. Aber freilich! Das Deutschthum bringt, zur Zeit noch, keine, der magyarischen ähnliche, Verfassung.

Böhmen strebt, ernst und ruhig, nach Nationalität. Italien bedankt sich schön für deutsche Formen. Die Slaven können sich deutlicher nicht mehr aussprechen. Die Wallachen schwanken zwischen den Parteien. Wen haben wir noch? Den

Armenier? Tiribats Enkel schwor ja schon zur magyarischen Fahne.

Was denn nun? Das deutsche Element verunreinigt sich? erschläfft? erlischt? erstirbt? alles durch bunte Vermengung? So erging's dem römischen Genius? So wird's dem magyarischen ergehen?

Immerhin! Die romanisch-germanische, germanisch-slavische, tatarisch-normanische Nationalform ist darum nicht minder ein Guß geworden, der sich recht stattlich ausnimmt. Vor dem fränkisch-gallischen, vor dem lombardisch-lateinischen, vor dem angelsächsisch-römischen Element neigt sich noch immer, mehr oder weniger, der reine Germanismus. Die Griechen sind Pelasger und Deukalioniden und Pelopiden gewesen und wir staunen sie noch immer an. Die Römer waren was heute Botanybai und Neuseeland und doch beherrschten sie die Welt.

Aber dieser Guß kam weder aus der Kanzlei, noch aus einem Ministerkabinet. Freie Strömung war's, aus dem Quell des Bedürfnisses. Und Sie wollen, Herr Doktor und Constium, noch immer patentirte Arkane?

Herr Doktor! Herr Doktor! Nehmen Sie sich in Acht bei Ihrem Patienten! Er stirbt, wenn sie nicht bald zu natürlicheren Mitteln greifen.

\*

Der furchtbarste Schlag, welchen die Gegner dem Magyarismus zu versetzen vermeint, sollte

von der römischen Kirche, von der Gefahr herkommen, die dem römisch-katholischen Klerus durch die magyarische Sprache und Nationalität, angeblich, droht.

Ist es möglich, daß wir Das nicht auch, daß wir's nicht gleich bemerkt? Wo hatten wir die Augen? wo hatte sie der Klerus selbst?

Zum Unglück für Roth und seine Partei müssen wir hier das Sprichwort anwenden: Kurze Haare sind bald gebürstet! Der Herr Doktor ist bald fertig mit seiner Aehrenlese auf dem

Felde römisch-katholischer Kirchenverhältnisse und wir werden noch eher fertig sein mit dem Beweis, daß (wenigstens nach diesem Bröbchen zu urtheilen) unsere Gegner davon so viel verstehn, als etwa die Kirchenfürsten und Prälaten des Katholizismus von des Doktors Klügeleien verstehn könnten — wenn sie dergleichen läsen!

Der römische Klerus weiß zu gut, was er zu thun und zu lassen hat, und war von jeher zu gut geleitet, zu streng an Einklang und Zusammenwirkung gewöhnt, als daß der in der Sprachfrage (mit seiner Zustimmung) gethane Schritt der Gesetzgebung ihm die mindeste Furcht einflößen sollte.

Wir wollen Niemandem ein Aergerniß geben und an die tiefe Verehrung der Aegypter für die Geheimnisse zu Saïs, der Hellenen für jene zu Eleusis und Samothrake, noch an das gar Unvolksthümliche der Magier im alten Persten erinnern, denen doch sogar die Leitung der Staats- und Regentehandlungen unterstand, obwohl am Nil, im Aegäus und in Sufiana der große Haufe in diese Mysterien nicht eingeweiht werden konnte. Heidnische Gräuel, hätten sie auch Blüten und Früchte heidnischer Kultur getragen, wollen wir in keine Parallele mit der Feier des Christenthums stellen. Aber wundern dürfen wir uns wohl mit Recht, wie Jemand bei so auffallender Unkenntniß von einer Sache sich so absprechend erklären, oder, wenn hinreichend unterrichtet, einen Gegenstand so entstellen kann, wie hier unsere Gegner, oder, in ihrem Namen, Roth gethan.

Vom Ministrirbüchlein aufwärts, wo schon jeder kleine und große „Fridolin“ über Werth und Bedeutung aller in der Kulthandlung vorkommenden Worte genugsamen Aufschluß erhält, sorgen alle katechetischen Schriften und Schriftchen, sorgt jeder Religionslehrer aufmerksam, daß Verständniß Dessen, was vor seinen Augen und Ohren geschieht, dem Kirchgänger nicht fremd bleibe. Und Das war so, eh' die lateinische Sprache aus dem Staats- und Amtsverkehr verwiesen wurde, und wird so bleiben, nachdem die Verbannung über diese „Nestige“ Latiums ausgesprochen ist. Die undankbare

Mühe, die katholischen Oberhirten an ihre Pastoral- und andere Pflicht zu mahnen, hätten sich die Herren also sparen können, für die, oder eigentlich an deren Spitze uns Noth den warnenden Finger zeigt.

Aber auch abgesehen von der Hofmeisterrolle, die der selbstgefällige Mann sich über einen Stand anmaßt, der in Ungarn einen

Pázmán

u. s. f. aufzuweisen hat, räsonnirt der Wortführer für unsere Gegner auch in diesem Abschnitte, wie meist im ganzen Büchlein, in erbaulich verkehrter Weise.

Eine Stimme, eine solche vor der ein Dorfkuhorn wie Kindsgeschrei verhallt, — die Stimme des Jahrhunderts, der Nationen, — fordert das Kleinod der Menschheit, das unveräußerliche Gemeingut — Nationalität. Und diese sollte sich mit Ritus und Kultus nicht vertragen? Kann man absurder sein?

Aber ganz und gar lächerlich wird dieß Buch an derjenigen Stelle, wo die Behauptung aufgestellt ist,

durch das Sprachgesetz (sic!), durch Erhebung der Nationalsprache auf die Tribünen, in den Völker- und Fürstenrath sei das klassische Alterthum und die (doch wohl gar unklassische?) Neuzeit wie mit einer Schere von einander geschnitten,

der katholische Priester zum Infulaner geworden, und was derlei handgreifliche Hirngespinnste mehr. Wir sagen es noch einmal: „handgreifliche“, so sehr diese beiden Begriffe sich auch widersprechen, und wir glauben eben mit diesem vorzüglich gewählten Kontrast unsern Lesern genau die Manier bezeichnet zu haben, in welcher hier wie an so vielen andern Stellen des Pamphlets unserer Gegner die faßlichsten Dinge in — Herenprozesse verwandelt werden.

Unsererseits wollen wir zuerst die bedauernswerthe römisch-katholische Geistlichkeit auf ihrem Folttschemel betrachten, um dann dem, — auf Ausspruch unserer Gegner, von der Welt, oder aus Ungarn dies- und jenseits des Waldes, oder nur aus

dem Schooß des Magyarismus — scheidenden, flüssigen M-  
terthum ein Valet zu bringen.

Das „Circumdede runt“, welches der gutmüthige Spre-  
cher unserer Gegenpartei für den Klerus der Apostel Roms  
anstimmt, muß dieser Priesterschaft nie recht zu Herzen gegan-  
gen sein; denn zu allen Zeiten — erzählt die Geschichte —  
(die nun einmal mit unsern Gegnern oder wenigstens ihrem  
Wortmann nicht halten will), zu allen Zeiten huldigten in Un-  
garn Prälaten und Kirchenfürsten, und zwar so recht con  
amore — der Nationalsprache. So Pázmán, der Wieder-  
hersteller des Katholizismus, so Draskovich, der noch  
dazu ein Slave, und Berantius, der, als Dalmate, demselben  
Volksstamm angehörig.

Und nicht das hohe und niedre Priesterthum des Katho-  
lizismus allein, auch die Herolde der Reformation hegten und  
pfl egten dieß Idiom. Bornemissa, Molnár sind gefeierte Na-  
men in diesem Ringkampf um das Volkspalladium, von Er-  
böshy nichts zu erwähnen, lauter Männer, die es wagen durf-  
ten, die Quellen des Christenthums oder dessen Ausflüsse in  
der Nationalsprache bis zu den Füßen des Thrones zu lei-  
ten, und uns will bedünken, Roth hätte, eh' er seine unhaltba-  
ren Behauptungen zu Ruß und Frommen einer — Biston  
drucken ließ, auch in seinem — etwas nagelneuen — Vater-  
land sich besser umsehn sollen. Er würde dann gefunden ha-  
ben, daß schon volle zehn Jahre vor der Reformation  
„Galabori Bertalan“ Pap seine Psalmen (Zsoltárok), in eben  
dieser, von Roth und seines Gleichen so verunglimpften,  
Sprache erscheinen ließ, wie solches in der Bibliothek zu Gy-  
ulafejevárv (Karlsburg), in Siebenbürgen, — (also noch keine  
Wüstenetappe weit von des Doctors gelehrtem Laboratorium)  
umständlich und allstündlich — einzusehn.

Und eben in diesem Umstand liegt, was wir oben von  
„handgreiflichen Hirngespinnsten“ unserer Gegner oder ihres  
Wortführers gesagt. Das Pamphlet, dem wir hier antworten,  
bekennt selbst (S. 45.), die Einführung der Muttersprache in den

Gottesdienst habe zur besseren Erkenntniß des „Gottesworts“, zur Veredlung und Verfeinerung der Sprache selbst, gebient.

Was also soll, wenn sie den Winken des Doktors folgt, die römisch-katholische Geistlichkeit durch Beibehaltung der lateinischen Sprache bewirken wollen? Aufklärung oder Obskurantismus? Nationalität oder Fremdwesen?

Uebrigens ist, schon sehr lange Zeit, der eigentliche Kanzelvortrag, die Katechese, das Kirchenlied, kurz Alles, was auf Gemüth und Handlungsweise des Kirchgängers, unmittelbar, wirken kann, auch im Katholizismus, auf die Volkssprache angewiesen. Wo steckt also, eigentlich, die so gewaltig herbeiposaunte Gefahr? Doch nicht im Mesopfer? Dieses altchhrwürdige Erbstück aus den Anfängen des Christenthums wird doch nicht etwa das Verständniß, die Sittlichkeit der christkatholischen Gläubigen bedrohen sollen, weil dem Doktor und seinen Genossen gut geschienen, so etwas zu träumen? Sind aber jene von uns hier oben angeführten Dinge, Pázmán, Draskovich, Verantius u. s. w. u. s. w. unlängbare historische Erscheinungen, so kann es dem Doktor und Konsorten auch in keiner Weise verwunderlich sein, daß der jetzige katholische Klerus Ungarns mit unter die eifrigsten Vertheidiger und Verbreiter der Nationalsprache zählt, und sogar — (das „Warum?“ dem Scharfsinn der Gegner überlassend) — — der Fürsterzbischof Primas gutmeinend genug ist, seine Hirtenbriefe und Rundschreiben magyarisich in die Welt zu senden.

Vielleicht hilft es unserm Sprachbekämpfer zu einem guten Gedanken, wenn wir ihm versichern, daß sogar der päpstliche Stuhl sich eines Kardinalsekretärs nicht schämt, der den Titel führt: „A latinis epistolis!“

Und nun, zum Valetschmaus des unvergeßlichen Lateins! Armes Britannien! Kennen Dein Cambridge und Oxford, Dein Glasgow, Edinburgh und Dublin, kennen sie Homer und Xenophon, Virgil, Horaz, Sueton, Livius und Tacitus nur noch vom Hörensagen, weil Parliament und Kirche die Sprache Roms nicht zu der ihrigen gemacht? Ihr Pairs und Deputirte in Paris! wahr! euer Franzosenthum, und spricht das

latein, das auch eure Königsöhne auf euren Schulen lernen, stracks in euren Kammern, wenn nicht eure und eurer Mitbürger letzte Stunde geschlagen haben soll!

Wie, meine Herren? wie, Herr Doktor und Magister? Die hebräische Einfalt, die griechische Tiefe, die Sie (S. 45.) von den Fittichen der Reformation heruntergelangt, lassen Sie nicht einseh'n, welchen Hochverrath am eignen Bürgerthum die Franzosen begehn, wenn sie, um des staatlichen und nachbarlichen Verkehrs willen, um geistige Würdigung und Einigung auch mit dem Auslande zu bewirken, die Erlernung der gebildeteren lebenden Sprachen für die studirende Jugend als Bedingung, und unter diesen in erster Reihe die deutsche gestellt?

Wir müßten uns sehr irren, oder es fällt Ihnen bei unseren ungeschminkten Bemerkungen das Wort jenes, über einen Kritiker erbosten, Römers ein (wenn Sie dieß Wort nämlich ver- oder nicht, wie Manches, wie z. B. fruges etc. mißverstehn):

„Hos tu mihi vivos dederis, reddam sine pelle!“

\*

Wir hätten sonach bis hierher unsern Gegnern bewiesen, daß die römisch = katholische Kirche bei der magyarischen Sprache nicht die mindeste Gefahr läuft,

daß aus Annahme der magyarischen Sprache im Diplom und in der Administration keine babylonische Sprachverwirrung (ausgenommen durch Zuthun unserer Gegner) entstehen kann,

daß magyarische Sprache und Magyarisirung, weit entfernt für die Magyaren unnöthig = unvortheilhaft zu sein, nur Gewinn und Segen für sie und die sie verstehn wollen, bringen muß,

daß bei der Verbreitung magyarischer Sprache und Nationalität weder Gewalt angewendet, noch Monopol in der Administration beabsichtigt, noch fremde Nationalerziehung verklümmert, noch Sympathie des Blutes erstickt wird,

daß der Magyar weder am Zehrfieber der Vorwände in einer Sache, die gar keinen Vorwand verträgt, noch am Ruffenfieber, eher aber unser Gegenpart (die Bureaufkratie nämlich ganz allein) am Magyaren- und eben darum am Vorwandfieber leide.

Aber wie sollen wir jetzt dem Einwand unserer Gegner widerstehn, daß wir uns das Schreckgespenst des

Panславismus

selbst geschaffen oder heraufzitiert, daß wir nimmer die

Wallachen

auf die Weise, wie mit ihnen verfahren wird, für uns gewinnen, daß wir endlich unsern (magyarischen)

Adel

erst in seinen Principien umschmelzen müssen, eh' wir an eine, auch nur oberflächliche Fusion aller Elemente Ungarns, dies- und jenseits des Waldes, denken können?

Also, mit Panславismus, mit Wallachen und Adel geben uns unsere Gegner, und ihr Strateg, Roth, in einem Athem, zu thun.

Das Manöver ist, wir läugnen es nicht, (vermuthlich durch höhere Eingebung) geschickt genug eingeleitet. Indes, jeder bessere Veteran in der Feldherrnkunst weiß sein: Divide et vinces! aus der Praxis. Wir sind auf dem Felde der Dialektik solchen Logogryphen, solchen Wortungeheuern (λογος, gryphus) schon mehr als einmal entgegen getreten, und da der dreiköpfige Riese, mit welchem man uns will ringen lassen, zur Stunde wenigstens, noch nicht vereinbar, auch nicht vereint, auf einem Rumpfe verwachsen ist, wird uns die Sondierung auch wohl nicht Mühe kosten.

Das ganze Thema, so viele Weisheit auch dem Scheine nach von unsern Gegnern hineingelegt ist, stellt sich als sehr drollig heraus, wenn man hört, daß sie selbst den Panславismus für ein Umding erklären und hintendrein doch die Hinneigung der Slaven sowohl als der Wallachen zu einer befreundeten Macht (S. 18.) aus Gründen erklären, die Niemand unstatthaft nennen kann; daß sie selbst die Wallachen ursprüng-

liche Slaven nennen (S. 49.), und vorausichtlich davon sprechen, Rußland werde einmal, im Kampfe des Nordens gegen den Westen seine Sympathieen benutzen, der Magnet im Wallachenherzen weise, wo nicht nach Rußland, doch in die Wallachei (als wäre dieß nicht, zumal heute, ganz dasselbe) (S. 51.), und dann doch (ebend.) geradezu behaupten, die Wallachen seien nur durch die Magyaren auf Rußland aufmerksam geworden.

Durch dieß Labyrinth zu kommen, müßte man in der That Ariadnens Faden haben. Indes, als komische Person, als Prologus mit ausgespreizten Fingern, die eine Mauer mit Rissen vorstellen, mag der Doktor erscheinen. Zur Kurzweil, und um der Schwachgläubigen willen, wollen wir ihm Schritt um Schritt nachtreten, ob es gelingt, den Minotaur bei den Hörnern zu fassen.

Verdrießlich, sehr verdrießlich, in der That, für den Doktor und seine Partei, ist seine scharfsinnige Bemerkung, es sei, nach Zahl der Menschen, denen sie eigen, und nach Bedürfniß Deter, die keine andere oder höchstens nur noch diese, verstehen, die wallachische Sprache die überwiegende im Lande. Es macht ihm und den Seinigen keine geringe Ehre, die Schwachheit zu gestehn, man lerne das Wallachische so ohne alle Anstrengung, gleichsam im Traum, weil sonst Verkehr mit den Wallachen unmöglich und diese Nation meist außer der eignen keine andere Sprache versteht. Ist auch dieß letztere nicht einmal zum größten Theil und eigentlich nur in so fern wahr, als die Wohnsitze der Wallachen nicht mit denen der Sachsen, Szekler und Magyaren untermischt oder an diese anstoßend sind; gibt es auch sehr viele Wallachen, die geläufig magyarisch und erträglich sächsisch oder deutsch reden, so geht doch aus jenem Geständniß hervor, daß unsere Gegner nicht gern etwas sich aneignen, was ihnen Anstrengung oder Ueberwindung kostet und daß sie in Erlernung der wallachischen Sprache theils der eigenen Bequemlichkeit, theils der (verzweifelten) Nothwendigkeit huldigen. Spricht ja doch die Geschichte offen genug die Wahrheit aus, daß herrschende Völker

eher die Sprache ihrer Untergebenen lernen, als umgekehrt. Und auch hierin liegt, klar ausgesprochen, das natürliche Verhältniß, das unlängbare Bedürfniß. Der Herrscher bedarf ja offenbar mehr des Beherrschten, als umgekehrt. Wir erwarten gar nicht, daß irgend Jemand Dieß bestreite. Dafern aber doch Jemand so finster sähe, daran zu zweifeln, den fragen wir nur, wer den Andern aufgesucht? Doch vielleicht nicht der Besiegte den Sieger? Ein dritter, versteckter, oder wenigstens verschwiegener, verhehlter (wenn auch noch so übel verhehlter) Grund, warum diese Sprache von unsern Gegnern als vorwiegend bezeichnet wird, liegt im Beispiel Englands und Frankreichs. Nachbarn sind meist Rivalen!! — — — —

Aber, weil der Hindu numerisch und ethnisch, dem Briten überlegen, wie der Maure dem Franzosen, ist es doch weder den Engländern in Kalkutta, noch den französischen Machthabern in Algier je eingefallen, ihre Eroberung in der Landessprache administriren zu lassen. Das Verwaltungsidiom bleibt eben, dort gut englisch, hier gut französisch.

Nach der verwunderlichen Treue, nach der erstaunlichen Genauigkeit, womit sein „Siebenbürger Bote“ den Doktor von Allem in Kenntniß setzt, ist es nun noch verwunderlicher, daß, um mit Bestimmtheit die Volkszahl der verschiedenen Einwohnerstämme Siebenbürgens angeben zu können, er sich die Zählungstabellen zur Hand wünscht, die „im Kabinet“ liegen. Welche seltsame Idee macht wohl sich und Andern dieser Mann von einem Kabinet, wie das unseres Monarchen! Klingt das nicht, als ob aus der Volkszählung (vulgo „Seelenbeschreibung“), die doch unter den Augen der Bevölkerung selbst, und zum Theil unter ihrer Mitwirkung vorgenommen wird, ein Staatsgeheimniß gemacht würde, welches Jedermann wissen zu lassen höchst bedenklich? Hat der „Siebenbürger Bote“ nicht verrathen, es sei auf dem Landtage in offenen Reden ausgesprochen worden, es verhalte sich die magyarisch-szeklerische Bevölkerung zu der sächsisch-deutschen wie Zwei zu Eins? In seiner Gutmüthigkeit gibt unser Mann freilich der Ersteren ein paar Hunderttausend zu, vergißt aber nicht, auch die Zweite

um einige Zehntausend zu steigern, und meint seine Sache recht gut gemacht zu haben, wenn er nur das magyarische Element um einige Hunderttausend geringer ansetzt, als das wallachische. Nach ihm sind:

|                      |         |
|----------------------|---------|
| Eigentliche Magyaren | 400,000 |
| Szekler . . . . .    | 300,000 |
| Magyarisches Element | 700,000 |
| Wallachen . . . . .  | 900,000 |
| Ueberschuß . . . . . | 200,000 |

So macht man Statistik! So basirt man politische Diskussionen!

Indeß, wenn's nichts weiter wäre, wenn es sich nur um die numerische Differenz zwischen magyarisch-szeklerischem und slavisch-wallachischem Element handelte, auf 200,000 mehr oder weniger kommt es („hier an diesem Orte“, wie der Doktor spricht) wahrhaftig nicht an. Wo der Unterschied der Zahl so gering ist, und noch obendrein das offenbare, unverjährliche Recht der Eroberung, und, was weit, weit mehr ist, der Aufschwung zu einem höheren, besseren Dasein in die Waagschale fällt, entsteht die Frage gar nicht, ob des Eroberers, des Herrn, des wohlmeinenden, wohlthuenden Herrn Sprache die herrschende, durch Recht und Rechtsgefühl, die herrschende sei.

Die andere, sehr unentschiedene, Frage: „ob die Wallachen ursprüngliche Slaven?“ ganz bei Seite geschoben, nehmen wir die dritte auf,

ob die Wallachen geheime Anhänger des Slavenreiches (oder „slavischen Kaiserreiches“ und somit, „wo sich ein Krieg erhöhe, wider uns streiten würden“, eine Frage, die seinerseits unser Gegner für überflüssig hält und dagegen folgende zwei Thatsachen in Zweifel stellt:

1. Die Absicht des Slavenreiches, alle von Slaven mehr oder minder bewohnten Länder, als Bekleidung des Slavenkerns, an sich zu ziehn.

2. Die Neigung der Slaven in Oesterreich, den bestehenden Verband aufzulösen und einen neuen Verband einzugehn.

Es thut nicht Noth, sagen die Gegner, Feuer zu schreien, wenn die Spritzen nur in Bereitschaft sind. Wenn die Gegner, erwidern wir, uns nur erst die Spritzen zeigen könnten! Uns erinnert dieß, unwillkürlich, an die Fabel vom Maulwurf, der behauptete, es sei Nacht, weil er den Tag nicht sah. Man glaube ja nicht, es liege in dieser Art zu schließen keine Logik. Es kommt nur auf die Richtigkeit der Vordersätze an. Und diese sind ungefähr:

M. Wenn die Spritzen in Bereitschaft sind, kein Feuerlärm;

M. Die Spritzen sind in Bereitschaft:

C. Kein Feuerlärm!

Ein gemeiner Menschenverstand fragt freilich, wo sind die Spritzen? Ein gemeiner Menschenverstand fragt freilich fern, wie man das Feuer entdecke, wenn kein Feuerlärm?

Aber, darauf („hier an diesem Orte“) kommt's nicht an.

Sulina! Bukarest! Belgrad!

Pst! Kein Feuerlärm!

Die Wallachen sind Slaven!

Ja kein Feuerlärm!

Von allen Ländern, welche die Polarboa umstrickt, keines das nicht slavisches Element, ganz oder theilweis, bedeckte!

Durchaus kein Feuerlärm!

Wir verwahren uns feierlichst gegen die Anschuldigung, als ob wir gesonnen, oder geeignet wären, die Maßregeln, die eine weltkundig weitsehende und weitgreifende, weitreichende Regierung in dieser Sache zu nehmen für gut gefunden, für gut findet, zu billigen oder zu tadeln. So etwas liegt weder in unserm Blute, noch in unsern Gewohnheiten. Wir antworten bloß auf die Anschuldigungen unserer Gegner, denen vergönnt ward, sich durch die Presse aus-

zusprechen<sup>1)</sup>), und beanspruchen dasselbe Recht von einer billigdenkenden, all' ihre Untergebenen mit gleicher Liebe umfassenden — **Behörde!!!** —

Sind die Landstriche, die hier in Frage kommen, ehessen unser Eigenthum, unser Volks- und Staatenverband, gewesen oder nicht? Durch wessen Schuld gingen sie verloren? Durch unsere oder fremde?

Sind wir strafbar, weil wir unseren Landesvater und seine Regierungsgehilfen aufmerksam machen auf Das, auf was schon der größte seiner Staatsdiener bis auf unsere Zeiten, der unsterbliche Herzog Eugen von Savoyen seinen Herrn und Kaiser aufmerksam machte?

Aber — „es ist eine Beleidigung gegen eine befreundete Macht, so etwas zu sagen“ — behaupten unsere Gegner.

Fremdling in Israel, Doktor Roth! Was helfen Dir deine hebräische (?) Einfalt, deine griechische Tiefe, wenn Du nicht einmal weist,

daß „Macht keine Freundschaft kennt?!“

Macht ist ein Ding, — (daß doch so viele schreiende Beispiele aller, auch unserer Zeiten nicht Macht haben, dieß laut genug zu verkünden!) — Macht ist ein Ding, das kein andres Ich kennt als — sein eignes.

Macht, dieser absolute Begriff, verändert sich, und verschwindet, wie die Einheit, sobald noch eine Einheit sich dazu gesellt.

Ein Anderes ist's mit dem Recht.

Das Recht ist Jedem gegeben, die Macht nur Einem!!!

Wo das Recht aufhört, beginnt die Macht!!!!

Oder müßte die Allmacht erst an's Recht appelliren???

— — — — —

1) Roth, Sprachkampf in Siebenbürgen. Kronstadt. 1842. S. 47—66, ein Werk das, in einem kais. österr. Staate, unter k. österr. Censur mit den „imperatorischen“ Worten erschien: „Imprimatur“.

„Kaiser.“

„Erst die Anschuldigungen der Magyaromanen“, sagen unsre Gegner, „haben die Slaven aufmerksam gemacht, auf den „Stern im Norden?“

Ei?

Die Herren haben ja einen „Doktor und Magister“ (wahrscheinlich philosophiae oder gar theologiae), jedenfalls einen Mann, der Griechisch verstehn sollte, an ihrer Spitze.

Was heist denn: Episcopus? (ἐπίσκοπος)

Ein Aufmerker! Ein Beobachter! Ein Laurer!

Wir wollen die Synonymik nicht weiter treiben!

Und über wen beklagten sich die sächsisch-deutschen Zeitblätter im vorigen Landtag so — mit Grund?

„Es will sich nicht geziemen,“ sagte das Kronstädter Blatt (No. 41.), „daß Bischöfe sich an die Spitze der Unzufriedenen stellen.“ (Im Vorbeigehn: Wer ist denn der Herr Pfarrer, Doktor und Magister? ein kleiner episcopus, ein kleiner sehr Unzufriedener, der sich an die Spitze der Unzufriedenen stellt, und, wo er sie nicht findet, macht!)

Und jene Bischöfe, über welche die sächsisch-deutschen Blätter in Siebenbürgen Beschwerde führen, hätten erst vom Magyaromanen erfahren,

daß es eine Macht gibt, an welche jenes slavische Element, das noch nicht unter dem Herrschaftsbild derselben steht, aus Noth oder Uebermuth, sich lehnen könnte?

Geben Sie Acht, meine Herren! Wenn die Regierung nicht schärfer steht, als Sie, kann Ihrer hebräischen Einfalt und Ihrer griechischen Tiefe, sammt Anhang, die Ehre widerfahren, von einer russischen Commission, ganz unvermuthet und unkatechisirt, zum griechischen Orthodoxen — geschlagen zu werden.

„Es ist Furcht, es ist Mangel an Vertrauen in die eigene Kraft,“ — sprechen die Gegner — „wenn die Magyaren die „großen Absichten ihres großen Nachbarn und die kleineren Absichten ihrer kleineren Nachbarn verdächtigen.“

Ei, meine Herren! so stark sind Sie? Ganz Europa fürchtet sich, Eins vor dem Andern, und Alle vor Einem.

England hat seine Furcht in Kabul bezahlt. Deutschland — das fernblickende, tieffehende, gewaltscheuende, that-erwägende Deutschland — stößt laut, aber erfolglos, in's Wächterhorn. Frankreich harret, zu wem es sich, um des größten Gewinns gewiß zu sein, geselle. Und sogar die „Calmar'sche Union“ ist aus der Rüstammer der Geschichte hervorgefucht worden, aus Besorgniß — Sie wissen recht gut vor was.

Und wo nicht gesprochen wird, da — wir sind überzeugt — wird darum nicht minder gesorgt.

Die schweigenden Regierungen sind nicht immer die unthätigsten.

Auch Rußland schweigt. Es bereitet sich vielleicht vor — zur Jagd — — zur Jagd, wie in der Fabel der Löwe.

Geht uns das an?

Ganz und gar nicht. Wir beantworten nur die Vorwürfe unsrer Gegner.

Sie sagen uns, daß wir ein Gespenst heraufbeschwören. Es ist also doch — wenn auch nur noch unterirdisch vorhanden. Und womit beschwören wir es herauf? Damit, daß wir sagen, es gräbt unter unsern Füßen? Und ist dieß nicht wahr?

Doch unsere wohlmeinenden Gegner geben uns, in der Person des komischen Doktors, für das nebelhafte Ungethüm ein klares Bewußtsein. Also: hear him!

„Selbst Konstantinopel,“ sagt der Parlamentsmann, mit dem wir es, leider, zu thun haben, „selbst Konstantinopel fällt „nur, wenn die Donaumündung mit russischen Ketten gesperrt ist.“

Fall, sagen wir, ist nur der Ausgang, das Schlusswort von Verfall. Wie, wenn einheimische Umtriebe, etwa von Aegypten her, diesen Verfall so potenzirten, daß — Einschreiten der Großmächte nöthig, aus diesem Einschreiten ein Protektorat und zuletzt ein — Partagetraktat würde?? Da brauchts der Donaumündung nicht, weder geschlossen noch frei. Der Aegäus ist groß genug, Navarin immer noch nicht vergessen und der Hämus schon — anbrüchig.

Allein, es gelte! Der Kampf beginnt. Rußland zieht, im Besitz des Magnetberges, Millionen Stahlherzen an, ob in erster oder zweiter Linie, ob geradezu oder durch die „Gzara“<sup>1)</sup>. Wie nun die Wallachen halten?

Das, meine Herren, wäre eigentlich Aufgabe der Regierung. Indessen, Ihnen ward erlaubt, die Publicität zu Ihrem Raisonement zu benutzen: und wir

hanc veniam damus petimusque vicissim.

Die christliche Religion, meinen Sie, würde die Wallachen an Siebenbürgen (und Ungarn) fesseln, wenn die auswärtigen Slaven (und Wallachen) Nichtchristen wären?

Wir stehen nicht an, es zuzugeben. Aber wer erinnert sich bei dieser Hypothese nicht des empörenden Wagnisses inmitten eines der gebildetsten europäischen Völker, das zur Sicherung seiner Freiheit die Abschaffung des Christenthums für erlaubt, für nothwendig, für unvermeidlich hielt? Volksfanatismus! Das Wort erklärt Alles.

Meine Herren, meine Herren! Uns will bedünken, Ihr System gehe auf Krücken. Aber weiter. Hear him!

Sie haben ein besonderes Juggpflaster, die Wallachen in Siebenbürgen von der Wallachei und von Rußland abzuführen. Dieß Juggpflaster ist — die Religion.

Hierauf antworten wir mit demselben, eben angeführten, Beispiel. Oder sollte in einem solchen Falle der Wallache zarter sein, als der Franzose?

Die Wallachen, sagen unsere Gegner, die Slaven (außerhalb) sind Christen.

Die Wallachen (innerhalb) sind es auch.

Ergo: Zieht nichts Religiöses die Einen her, die Anderen hin: man bleibt stehn.

---

1) Für Jene, die mit dem dortigen Sprachgebrauch unbekannt sind, müssen wir bemerken, daß „Gzara“, schlechtweg „Land“, von den Siebenbürger Wallachen vorzugsweise als Name der Wallachei gebraucht wird. Woher? Warum? Land der Väter? Land der Wünsche?

Der Syllogismus ist, wirklich, gebiegen.

Sind es denn Moralsätze, Dogmen, die den Haufen leiten?

Von der Seite, wir wissen es aus Erfahrung, sind dem Wallachen nicht einmal die Repräsentanten seiner Religion ehrwürdig. Es sind Formen, die auf seine Sinne wirken, seinem Vorurtheil, seinen Gewohnheiten schmeicheln.

Und da darf nun Rußland — (es hat so Vieles schon gethan!) — nur noch Eins. Es verheißt dem unirtten Wallachen

Kultus in seiner Muttersprache.

Gleich ist der Uebertritt geschehn.

Sah man doch, vor Kurzem noch, protestantische Unterthanen Rußlands, um Befreiung vom Grundherrnjoch, zu Gleichem sich erbieten!

Das, meine Herren! das ist die Anziehungskraft, die mächtiger wirkt als jede. Und nur von Rußland hängt es ab, sie anzuwenden.

Gegen diese Kraft wird keine andere Kirche, sei sie wie immer geartet, überwiegende Mittel erdenken. Die lateinische, nicht: denn sie spricht eine Sprache, die der Haufe nicht versteht. Die deutsche, nicht: denn ihre Sprache ist dem Slavismus nicht so verwandt, als die des Wallachen. Zwischen Slaven und Wallachen ist größere Verwandtschaft, eigentlichere Attraktion. Der Vorsechter unserer Gegenpartei hat dieß unumstößlich ausgesprochen (wenn auch nicht dargethan), „die Slaven sind Verwandte der Wallachen.“ Damit ist Alles gesagt.

Warum verwunden Sie sich, meine Herren, mit Ihren eigenen Waffen?

Niemand wird — wir wetten darauf — nicht überzeugt sein, daß hier Sprache und Religion in Eins zusammenfallen.

Dennoch muß — so will's der Doktor — die Sprache, das zweite Pflaster sein und dem ersten, der Religion, als Erweichung, als emolliens dienen. Nun, es ist möglich, daß —

— in Jahrhunderten — — der Wallache von der deutschen Sprache (des Doktors) sein Heil, seine Heilung — erwartet!

Was übrigens den Uebergang dieses Volks von der griechischen zur katholischen Kirche betrifft, so ist die Meinung unserer Gegner, wenigstens ihres Wortführers, gelinde gesagt, so — hohl (um nicht zu sagen schal), daß es kaum der Mühe werth wäre, sie zu widerlegen, wüßten wir nicht aus vielfacher, trauriger, Erfahrung, daß gerade die sinnlosesten Behauptungen oft am schnellsten und leichtesten unter der, falsch oder nicht hinreichend unterrichteten, Menge zahlreiche Anhänger finden.

Nicht um die griechisch-katholische Kirche anzuseinden, heißt es in unserm Büchlein, müsse man den Wallachen zum Uebertritt in den Schooß der römisch-katholischen bewegen. Konfessionshaß erhebt den Christen auf keine höhere Stufe. Die „erwiesene“ Antipathie zwischen Gräcismus und röm. Katholizismus dient nur zum politischen Hebel. Der Wallach wird dann den nichtkatholischen, d. h. griechischen Wallachen, Russen u. s. w. hassen.

Es steht, nach diesem Räsonnement, zu erwarten, unsere Gegenpartei werde, wenn sie Proselyten macht, auch dasselbe Ziel verfolgen. Doch dieß nur nebenher. Was aber soll man von der tiefen Einsicht derselben in die Staatskunst Rußlands und des römischen Hofes sagen? Hat sie sich denn vor dem Doktor und seinen Meinungsgegnern schon so bloß gegeben, daß er Beiden auf den Kopf zusagen kann, sie nähren den Glaubenshaß in den Massen, um politische Zwecke zu erreichen? Da steht es freilich schlimm um Beide, wenn man schon in der Studirstube eines sächsischen Dorfpfarrers in Siebenbürgen weiß, was sie und warum sie es thun. Sie werden ihm auch, Beide, sehr dankbar sein, daß er sie so, in ihrer wahren (?) Gestalt geschildert. Namentlich aber dürfte die so oft rühmlich genannte Humanität und Aufklärung der österreichischen Regierung, dafür daß Noth ihr zumuthet, so was in ihren Gränzen geschehn zu lassen, ihn nächstens in ihren geistlichen hohen Rath berufen.

Noch ungläublicher ist jedem Hellsiehenden folgender Schluß:

Tritt der Wallach nicht aus innerer Ueberzeugung des Besseren von der griechischen zur römisch-katholischen Kirche über, so bleibt er bei dem Wechsel gleichgültig. Es muß also, für den Staatszweck, Antipathie erzeugt werden.

Um des Christenthums willen, christlicher Herr Doktor! heißt das nicht offen Religionspaltung, Religionshaß u. s. w. predigen? Und wie steht es denn um Ihre und der Ihrigen Konfession, die Sie doch offenbar, ohne sich selbst auf die Leichdörner zu treten, nicht für schlechter, vielmehr für besser halten müssen (ex officio sogar!) als die andern? Müssen Sie und Ihr Anhang nicht auch, um des lieben Christenthums willen — Antipathie erzeugen?

Wahrlich, der Doktor sollte doch, schon um das Sprichwort in Ehren zu halten, den Teufel nicht an die Wand malen.

Doch der gute Mann meint es wohl nicht so arg, als er's sagt, oder — vielleicht wär's möglich — sagt es nicht so arg, als er's meint.

Denn er sagt:

Wenn eine Antipathie zwischen der Kirche des Abendlandes und des Morgenlandes vorhanden — — —

Uns wird zu Muth bei dieser Phrase, als hätte uns Jemand in einer volkreichen, von Menschengedränge stuhenden, Straße erst links und dann gleich wieder rechts geschoben. Nicht ganz zwei Seiten vorher sagt Noth,

die Antipathie zwischen der griechisch-katholischen und römisch-katholischen Kirche sei erwiesen, und hier wieder wird erst die Unterstellung gegeben, ob diese Antipathie vorhanden; ja man schiebt diese Behauptung sogar Denen in die Schuhe,

die auf diesen Widerwillen, als Mittel zur Entfernung, ihre Politik bauen — — — — —

Bei den Unsterblichen, Doktor! wenn wir einen Geschichtschreiber der Religion, oder des Christenthums zu creiren hätten, Sie trügen den Preis davon.

Erst ist die Antipathie erwiesen, dann scheint man sie bloß anzunehmen.

Die historische Kunst jedoch, womit unser Mann das „Bloßvermuthete“ und doch „Erwies'ne“ in ein Wirkliches zu verwandeln versteht, ist die Perle im Kranze seines Ruhms.

Er bringt innere und äußere Vortheile aus seiner Busentasche, um den erwies'nen und nicht vorhandenen Widerwillen zu überwinden. Er spricht von Vorzügen eines Religionsystems vor dem andern.

Wir danken im Namen des Christenthums, der Menschheit. Der ächte Religionslehrer sucht die Parteien zu einen, an die Quelle zu führen. Und hier ist von Vorzug die Rede? Und den Weg, der den Vorzug der einen Konfession vor der andern erkennen lehren soll, ist zu steil? Dem Wallachen fehlt die Vorschule der Erkenntniß? Ist die Wahrheit, die das reine Christenthum enthält, so verwickelt und so combinirt, daß der einfache Menschenverstand nicht ausreicht sie zu erkennen? Herr Doktor! Werden Sie das dem Urheber des Christenthums in's Antlitz einst behaupten?

Wir wollen Sie und Ihresgleichen nicht in die Geschichte der Entstehung des Christenthums, nicht in die der Apostel und so mancher, orientalischen und nicht orientalischen, Mythe zurückweisen, um darzuthun, daß es gerade die Ungelehrten, die Nichtgeschulten waren, denen die große Grundwahrheit des Christenthums am frühesten, am dauerndsten einleuchtete.

Aber fragen, wirklich ernst fragen müssen wir, wie man so etwas drucken lassen konnte?

Also die Vorzüge einer Konfession vor der andern, die nun freilich weder zu dem Erwies'nen noch zu dem Nichterwies'nen in des Doktors Kram gehören, sind, ihm zufolge, auch nicht das Mittel, den ungevorsulten Wallachen zu — dämpfen?

Was denn also soll der Honigsaim werden für den armen Slavoromanen oder Romanoslawen?

Könnten wir das, ungeschickt wie wir sind, nicht von ferne schon — wittern? Die äußeren Vortheile, ja, die irdischen Ersprießlichkeiten, die, wie man uns hier sagt, der Wallache leicht begreift und ergreift und die der Doktor als geschickter Chemiker, um die todte Natur<sup>1)</sup> (des Wallachen) aus ihrem Zusammenhang zu bringen, mit etwas Andern (Nichttodtem) zu verbinden in Vorschlag bringt.

Also, Ehrfurcht vor Gott, Sehnsucht nach einem höheren, reineren Dasein, Hoffnung auf ein anderes, unsterbliches Leben jenseits des Grabes, die der Heide des Alterthums in seinem Elysium, die der Mohamedaner in seinem Paradies, die noch jetzt der Kannibale in seinem Wohnsitz des Tupan verfinnlicht, kennt der Wallache nicht und ihn muß zum Eintritt in ein anderes Heiligthum, als sein bisheriges, der materielle Gewinn, der sinnliche Genuß, die Eigenliebe, der Egoismus locken, etwa wie es Menschen gibt (fern und nah), die für ein Stück Geld, für ein neues Kleid u. s. f. sich an verschiedenen Orten verschiedene Male taufen ließen? So tief erniedrigt Roth den Wallachen? im Angesichte von Männern thut er dieß, von Priestern und Nichtpriestern, aus dem Schooß dieses Volks hervorgegangen, von Männern, die, wenn wirklich die Masse ihres Stamms noch roh genug, um solche Anschuldi- gung zu rechtfertigen, Gewalt genug in ihrer moralischen Natur haben, um auf die bessere Besitzung ihrer Stammgenossen rasch und vortheilhaft einzuwirken?

Doch, freilich! der Stimmführer unserer Gegner ist hier ganz in seinem Element. Er ist Kirchenhäuptling und die Kirche, hör' es Europa! hör' es, freies Amerika! — ein Prediger in Siebenbürgen lehrt es euch:

Die Kirche ist mehr als der Staat!

1) Demnach hat der Urheber der Natur auch etwas Todes geschaffen!! Schöpfung = Tod; also Tod = Leben!!! Doktor, sind Sie des T—? Und das Nichttodte im Leben ist also das Aeußere, das Essen und Trinken, Wohnung und Kleidung u. s. f. u. s. f. Das ist ja Materialismus, Spi- turäismus von der kraßesten Art. Ach, gehn Sie, Sie — Doktor Spaßvogel!

Wir wollen diese Kontroverse, die ohnehin in den Augen und im Herzen aller Vernünftigen und Rechtgläubigen längst keine mehr ist, nicht aufnehmen. Wir wollen nicht fragen, ob die Kirche älter, oder der Staat? nicht, ob es früher einen Staat gegeben, als eine Kirche? nicht, ob die Kirche bestehen könne und bestanden ohne Staat, oder umgekehrt? Dieß Alles wollen wir nicht. Unwillkürlich aber erhebt sich unser Zeigefinger und deutet auf das im Innern des Doktors und seiner Partei verkrochene: *Hinc illae* — —

In Rußland ist Kirche und Staat — nicht zweierlei!

Und nun, zu den Vortheilen, zu der Panacée, die der Doktor vorschreibt. Wir laden sämmtlichen, hohen und niedern, Magyarenadel — (wie der Doktor sagt, weil ihm vermuthlich das Gewissen sagt, daß der Nichtmagyarenadel bei Dem, was vorgeschrieben wird, eine — wenigstens — räthselhafte Figur machen würde) — wir laden ihn ein, die Apothekerschürze vorzubinden und an den Receptirtisch zu treten. Der Doktor hat verschrieben. Also: *Recipe!*

Eine große Portion Urbarium bester Qualität,  
 Ein Urbarium ohne Hinterthüren (ei, ei!),  
 Ein Urbarium von Brod, nicht von Stein (etwa zum Häuserbau!),  
 Ein Urbarium von einem Fisch, nicht einer Ratter,  
 Eine sehr große portio canonica.

M. D. S. Zu gebrauchen, nachdem man Baumwolle in die Ohren gestopft, um die russischen Hundsfelle nicht in den Karpathen zu hören.

Wir versichern unsere Leser, daß wir keinen Scherz treiben, und daß diese Anordnungen, beinah *ipsissimis verbis*, die unsers Doktors sind; obwohl uns wieder scheinen will, er habe sich mit uns und seinen Lesern einen gnädigen Spas gemacht. Denn, um ernst und kurz aus der Sache zu kommen, nachdem wir uns über das Urbarium (Frohngesetz) schon einmal, wie uns dünkt, genügend ausgesprochen, — kurz und ernst: was will der Mann?

Seinen Kranken (den Wallachen) locken auf der einen Seite, alte Weiber mit Hausmitteln; auf der andern, ein Charlatan mit — Sympathie. Der Patient ist ungeduldig. Das Consilium muß eilen. Das Consilium ist — für die Materie.

Was gibt der Sympathetiker?

Kult in der Muttersprache.

Was sonst?

Kolonistenfreiheit.

Nichts weiter? Und wenn sie misbraucht würde?

Ein wenig Knute; (wenn auch unter anderm Namen, anderer Form.)

Was gibt der Convent der alten Weiber?

Eine hochgebildete Sprache.

Was sonst?

Kolonistenfreiheit.

Nichts weiter? Und wenn sie misbraucht würde?

Den Stock.

Der Doktor rath dem Hausvater, in dessen Dienst der Kranke ist, er möge dessen Hunger stillen, dessen Durst löschen, dessen Blöße bedecken, er möge menschlich sein und gerecht. Die psychische Behandlung, die Einwirkung auf die Seele des armen kranken Knechts empfiehlt er. Jetzt also psychisch; vorher ganz materiell.

Wir können nicht umhin, uns eines kleinen Lächelns zu erwehren, bei einem solchen Vorschlag. Nicht, weil der Doktor da mit sich selbst im Widerspruch steht. Das sind wir an ihm jetzt schon gewohnt. Es scheint — Charakterzug. Nein, es fällt uns nur auf, daß in den Spitalbülletins dieser Herren, die sich mit ihrer psychischen Behandlung so viel wissen, so viel Klagen über die Rohheiten und Meutereien ihrer — wallachischen — Kranken vorkommen.

Und nun wollen wir sehn, was der Hausvater gethan, dem hier so unentgeltlich gerathen wird?

Er hat — Sie erlauben schon, meine Herren, daß wir die ganze Wahrheit sagen — er hat verlangt, was in der gan-



zen Welt jeder Dienstherr in seinem Rechte verlangen kann, verlangt,

daß der Untergebne die Sprache des Brodherrn lerne.

Er hat ihm zehn Jahre dazu bewilligt.

Vielleicht wünschten unsere Gegner, daß er's gemacht hätte wie der Mann, der den Raben kaufte, um zu erfahren, ob das Thier 200 Jahre lebe?

In diesen zehn Jahren wird der Mann, der Untergebne, auch für höhere Befugnisse reis. Er lernt Vorurtheile ablegen, die Abneigung überwinden, die ihn gegen Manches in und an seinem Dienstherrn und um diesen herum, zur Zeit noch, erfüllt und erfüllen muß, so lange es Prediger gibt, die ihn und was er thut und will (der Dienstherr nämlich) verdächtigen. Er lernt einsehen, was wir oben von der Einheit der Sprache, als Bindemittel, gesagt. Er **assimilirt** sich, mit einem Worte gesagt, **politisch** und mehr soll er auch, wenn er anders nicht frei weiter geht, soll er nicht.

Und das **Alles** soll binnen zehn Jahren geschehn? Zweifeln Sie nicht, meine Herren! In zehn Jahren kann man, wenn die Lust geweckt, die Anlage vorhanden, die Pflücker und Störer entfernt, ein geschickter Gewerbsmann werden, ja sogar Doktor — warum denn nicht ein wackerer magyarischer Staatsbürger?

Wir sehn das spöttische Lächeln, das sich unsere Gegner, wenigstens manche, abmühen auf ihrem Gesichte hervorzubringen. Der Kranke, meinen sie, wird die zehn Jahre nicht erleben, was, in's Antimagyarische übersetzt, ungefähr so viel sagen will, als: Der Wallach entschlüpft indeß euren Händen und wird — russisch oder — Gott weiß was.

Wir bitten sehr um Verzeihung, aber wir müssen hier mit Ludwig XIV. sagen:

Nous n'en voyons pas la nécessité!

Die präventionelle Politik — nicht des Doktors, denn die nimmt sich überall und nähme sich im Kabinet ziemlich komisch aus — die Vorausicht der Regierungen wird auch hier nicht, vergebens, erwartet werden. Was unsere Gegner hier,

in ihres Dorfcicerone Mund, zu beantragen scheinen, plötzliche Befreiung aus jedem Unterwürfigkeits-Nerus mit dem Grundherrschaften, findet seine historische Widerlegung in der thatsächlichen Erfahrung der letzten Decennien des abgewichenen Jahrhunderts. Wir beziehen uns nicht auf das schauerhafte Beispiel der Selbstbefreiung jenseits des vielbesungenen deutschen Stroms, wo Pfeffels Fabel vom Tanzbär so furchtbar sich verwirklicht:

— — Ha, Wütherich!

— — Nun kommt der Tanz an Dich!

Wir übergehn auch, was kurze Zeit zuvor in Siebenbürgen selbst in der Art geschehn. Wir mahnen nur an das Beispiel eines großherzigen Monarchen, der, fast zu gleicher Zeit, eine ähnliche Klasse Leute, um sie zu Menschen zu machen, von ihren drückenden Verhältnissen frei machte. Sie wurde frech.

Und welche Sprache hat der Hausvater dem Dienstmann zur Pflicht gemacht?

Es ist doch sonst üblich, daß der Arzt, welcher Consilium halten will, vorher des Ordinarius Recepte einsieht. Nun aber versteht unser Doktor Consilii, wie er selbst sagt, von der Sprache nichts. Es ist eine Sprache, in welcher, seit zwanzig Jahren, mehr geschehn, als in mancher, womit sich Manche — ziemlich ohne Anrecht — brüsten, seit hundert und fünfzig. Eine Sprache, der einer der Koryphäen deutscher Litteratur, der unsterbliche Herder, so vollkommen Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er ihren, damals zu besorgenden, Untergang zu beklagen Ursache fand. Eine Sprache, welche nur Die anbellen, die zu faul sind, sie zu lernen. Eine Sprache, endlich, deren Enthiasmus den Halbmond von Karpaten und Alpen abgewehrt und jetzt — — (die es läugnen, werden's erfahren, und, wenn sie's verhindern, zu spät bedauern) — — einen andern Zwingherrn abzuwehren, in die Schranken tritt.

Wenn übrigens der entsetzlich witzige Doktor und Magister sagt, daß, gäbe man ihnen auch die ganze belletristische

Magyarenlitteratur in Goldschnitt ein, den Wallachen doch die Dürmer krachen würden, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, womit denn die Litteratur, auf die sich, wie die Krähe auf's Pfauengefieder, „Noth und Konsorten“ so viel zu gut thun, besonders die auf dieser Herren eig'nem Mist gewachsen, die Wallachen nähren wollte, könnte, oder wirklich nährt?

\*

Wir kommen nun zum siebenten und, wenn er wahr ist, schwersten Vorwurf, welchen die Gegner den Magyaren machen, dem Vorwurf nämlich

die Magyaren wollen sich vom Herrscherhause losreißen.

Gleich vorhinein aber müssen wir unser Befremden zu erkennen geben, daß unsere Ankläger für diese Bezeichnung keinen stärkern Beweisgrund anzugeben wissen, als

übertriebene (?) Vorliebe für die Nationalsprache.

Wie in aller Welt kommen doch die Sachsen in Siebenbürgen, als ursprüngliche Deutsche, dazu, dem Magyar seine Vorliebe für seine Sprache vorzurücken, sie, die selber scheel dazu sehn und, wie man so zu sagen pflegt, mit Händen und Füßen strampfen, daß sie, um der vereinfachten Verwaltung willen, in gewissen Fällen, einer Sprache entsagen sollen, die nicht einmal ihre eigentliche Muttersprache ist? Ist denn, was sie sich zur Tugend rechnen, für den Magyar ein Laster, ein Vergehn wenigstens? Wir wären begierig zu vernehmen, wie das zu erhärten sei.

Wollen Sie nicht, meine Herren, den Schleswigern und Holsteinern den Hochverrath aufbürden, weil sie, auf ihrem Grund und Boden, ihr Deutsch gegen die Majestät des Dänischen, behaupten?

Aber, wir merken schon, das ist es nicht, was Sie beunruhigt. Sie — oder wenigstens Ihr Stellvertreter, melden, ganz ernsthaft, es sei, mit Verbreitung der magyarischen Sprache, auf Isolirung des Magyarenlandes, auf Trennung

Ungarns und Siebenbürgens vom österreichischen Staatsverband abgesehn.

Sie melden ferner, Ungarn, der Magyar, sei und fühle sich hierzu noch nicht stark genug.

Sie räumen also, implicit, ein, daß durch die Sprache ein Volk erstarken könne. Sie haben das schon früher eingeräumt. Jedermann räumt es ein. Jedermann baut darauf. Sie selbst und die Sachsen.

Das wäre also, schon an sich, ein gräulicher Exceß!

Ei, ei, ei, Herr Doktor!!

Womit denn sonst wollen Sie den armen Magyarern ihre Felonie beweisen?

Es hat Momente, mehr als einen, gegeben, wo der Abfall der Magyarern von ihrem König den Bestand der Monarchie hätte in Frage stellen können, und wir glauben nicht nöthig zu haben, unsern Gegnern, noch sonst Jemandem diese Momente, wenigstens zwei der schlagendsten darunter, anders als durch die Namen Friedrich und Napoleon in's Gedächtniß zu rufen. Nur wünschten wir sehr, die Bestätigung der Anklage, welche man hier gegen dieß Volk, das überall und auch damals insbesondere seine Brust der Gefahr, dem Feind heldenmüthig entgegen warf, in fast empörender Weise schmiedet, von eben jenem Feind beantwortet zu wissen, der damals über den Unverstand eines Volks erstaunte, an welchem die dargebotene Gelegenheit, sich von Oesterreich loszureißen, ungenützt vorüberging.

Was bewog denn damals den Magyar, in seiner Treue gegen Habsburg zu beharren? Der Anhaltspunkt, womit man ihn lockte, war wohl stark und mächtig genug, das Beispiel des Anschlusses an den Riesen, mit welchem Oesterreich rang, von einem geistesverwandten slavischen Volke an Ungarns Gränze gegeben, und selbst deutsche Fürsten hatten, ungerne oder nicht, ihr Schwert gegen Rudolphs Enkel gezogen. Unterhandeln wenigstens, oder über die Bedingungen rathschlagen, die den Meineid beschönigten, hätte man sollen oder können. Ist das, oder ist vielmehr geschahn, was in solchen

Fällen in Ungarn herkömmlich, daß jeder Arm sich für einen Kampf bewaffnete, welcher im einen Fall erst eventuell der Kampf um den eignen Herd werden konnte, im andern ohne des Volkes Willen, ohne seiner Krieger Schuld sich auf der Heimath Boden gewälzt? Und mißlang im letzteren Fall der Kampf, krönte kein Lorbeer damals des Magyaren Stirn, der Arm war's nicht, dem die Schuld beizumessen — es war — die Waffe. Sapiienti pauca!

Nein, meine Herren, so sehr man auch, von gewissen Seiten her und aus gewissen Gründen, dem Magyar die Fähigkeit und das Recht streitig gemacht, seine und fremde Staatsangelegenheiten zu beurtheilen, er verstand von jeher und versteht noch vollkommen seinen Vortheil. Daß dieser Vortheil nicht derjenige einer Partei war und ist, die es leichter findet, ihre Meinung Andern aufzudringen, als die Meinung Anderer zu hören und zu ehren, ihr Recht als vorwaltend dem Rechte Anderer anzusehn, das ist doch, bei Gott! nicht seine Schuld. Er verstand seinen Vortheil auch damals, da er den Verfall der Monarchie mit seinen Schätzen, seinem Blute abwehrte, auch damals, da er den lockenden Anträgen eines siegreichen Feindes taub blieb. Ungerne, höchst ungerne und nur von den, man möchte sagen mit eherner Stirne, erneuerten Vorwürfen des Undanks der Magyaren gegen ihre Erlöser nothgedrungen, weisen wir auf das Verdienst derselben hin, das vom Throne herab selbst mündlich und schriftlich, mehr als einmal laut und entschieden ausgesprochen und bezeugt, von Oesterreichs Feinden selbst anerkannt, von ganz Europa nicht bezweifelt und nur von denen verkleinert und angefleischt wird, die, indem sie dem Landesvater des Landes Kinder verdächtig machen, ein für alle Mal weder der Einen noch des Andern Freunde sind.

Braucht es, nach all Diesem, noch fernere Beweise, daß die Magyaren treu an Oesterreich, an Habsburg halten?

Aber die Magyaren wollen ungarische (Kron=?) Siegel, ungarische Um- und Aufschrift auf Münzen von ungarischem Metall, ungarische Kommandanten und Kommandowörter im

ungarischen Heere, ungarische Sprache, selbst ungarische Pässe, Wanderbücher u. s. f.

Si, meine Herren, so sehn Sie sich doch nur um. Tragen Sie Ihre scharfen Blicke über die See, über die Gebirge an Ungarns Marken. Dort hat, was der Magyar von ihr begehrt, die Regierung schon Alles einem Volksstamm gelassen, der ihr nie das war, was der Magyar.

Und im Grunde haben wir dennoch Unrecht. Denn was kann gefährlicher sein, als wenn ein Volk seine eigenen Siegel, seine eigenen Münzen, Kommandanten, Kommandowörter, Pässe, Wanderbücher, kurz der vollen, allgemeinen, unumschränkten Gebrauch seiner Sprache hat? Kann es was Rebellischeres geben, als so einen Handwerksburschen, der aus einem „Gott sei Dank gesunden Orte“ mit einem ungarischen Pässe oder Wanderbuche in der Tasche oder im Ranzen über die Gränze wandert? In der That, wir fürchten sehr, er zieht schnurstracks nach Schleswig oder unter die Dithmarschen und heßt, da dort auch das Nationalkommandowort „beibehalten“, Alles unter einander. Das ist wirklich, wie die Gegner uns sagen: Ex ungue —; aber der Spruch muß dann so übersezt werden, daß unguis eine Mücke und leo ein Elephant heißt.

Im Vorbeigehn können wir den vorsichtigen weisen Herren versichern, daß schon im sechszehnten Jahrhunderte „magyarische“ Pässe und zwar unter einem deutschen Herrscher üblich waren, weil im Jahre 1577 der königliche Generaleinnehmer seinen Abgeordneten an Thurzo durch einen „magyarischen Paß“ beglaubigte.

Und weil wir doch schon einmal darauf zu reden gekommen, wollen wir den Herren, mit Gunst, von der „fatalen“ Sprache gleich noch etwas mehr erzählen. Herr Roth mag dann immerhin sein Geständniß von seiner tiefen Unwissenheit in Betreff der magyarischen Sprache wiederholen, übrigens aber fortfahren, zu urtheilen, wie der Blinde von der Farbe, was indeß eben auch kein ganz auf ihn anwendbares Gleichniß ist, weil der Blinde es zu einem bewundenswerthen Gefühl

in den Fingern auch bei Farben bringt, Roth aber seine Sachen eben nicht mit den Fingerspitzen faßt, sondern lieber gleich recht zart mit Fäusten drein schlägt. Wir stützen uns dabei auf des I. Rathes, H. Gabriel von Döbrentei rühmlich bekanntes Werk über

magyarische Sprachalterthümer

(Régi magyar nyelvmélekek), nicht als ob außer diesem Buche uns und Andern nichts davon bekannt gewesen, sondern weil wir dieses mit eiserner Beharrlichkeit und großen Opfern zu Stande gebracht und noch immer fortgesetzte und noch lange nicht an reichen Vorräthen mangelnde **Nationalwerk** den gebiegensten Fundgruben dieser Art getrost an die Seite setzen dürfen. Wir wollen dabei der historischen Uebersicht zu Liebe die Zeitfolge zum Grunde legen.

Schon im 12ten Jahrhundert (1171), also, kaum zweihundert Jahre nach König Stephan dem Ersten, als die Staats- und Religionsgährung noch nicht, oder nicht gar lange, vorüber war, findet sich

„Eine sogenannte Parentation oder Trauerrede“<sup>1)</sup>  
vor einer Versammlung aus dem Volke gehalten.

2. Zwischen 1276 und 1280 findet sich eine

Legende oder Lebensbeschreibung der seligen  
Margit

oder Margaretha, Tochter König Bela IV., als Dominikanerin im Kloster auf der sogenannten Haseninsel (nyulak szigete), später von dieser Prinzessin Margaretheninsel genannt, in der Donau, zwischen Ofen und Pest. Diese

1) Halotti megszólítás a' néphez, vagy temetési beszéd és könyörgés. In deutsch: Todtenanrede an das Volk oder Begräbnisrede und Fürbitte. Der Diplomatiker, Stephan Horváth, setzte sie zwischen 1182 und 1183. Aus Gründen, die der gelehrte Herausgeber der Sprachdenkmäler genau erörtert, erhellt aber, daß diese Rede damals nur kopirt worden. Es kommt nämlich in diesem Exemplar der könyörgés eine Korrektur vor, welche für einen im Texte befindlichen Ausdruck (eine Form des Zeitworts) einen andern, aus älterer Zeit, (eine ältere Form des Zeitworts) ansetzt, und nach des H. Rathes sehr scharfsinniger Kombination ist diese Leichenrede gleich nach der ersten Christianisirung, also schon unter König Stephan I. gehalten worden.

Legende, von einem Dominikaner abgefaßt, diente den Nonnen des Klosters zum Vorlesen und da sie sämtlich Ungarinnen und Töchter adeliger Familien waren, von Magnaten, Grafen, Obergespanen u. s. w. abstammend, ist gar keine Frage, daß die magyarische Sprache nicht nur, wie aus dem zuerst angeführten Denkmal erhellt, die Sprache des Volks, sondern auch die Sprache der höheren und der höchsten Stände war<sup>1)</sup>.

3. Aus dem 14ten Jahrhundert, zwischen 1342 und 1382 eine magyarische Eidesformel für Königsrichter, (királybíró) eine Art Aufseher für öffentliche Ordnung (rendőr) im Corpus Juris Hungarici<sup>2)</sup>.

4. Aus dem 15. Jahrhundert, ein Beschluß der Einwohner von Sajó St. Peter (Sajó Sz. Péter) über Ausschank ihrer Weine<sup>3)</sup>. 1403.

5. Aus dem 15. Jahrhundert, eine Ärztliche Verordnung wider Brustleiden<sup>4)</sup>. 1416.

6. Aus dem 15ten Jahrhundert: Einige Größere und die zwölf kleineren Propheten, welche Bálint und Tamás (Valentin und Thomas), zwei Franziskaner Kleriker, in der Moldau übersezten, wohin sie sich, als Anhänger der hussitischen Lehre, mit einem Schwarm Ungarn aus dem Szymier Komitat, in der Nacht, aus Furcht vor dem frater Jacobus de Marchia, päpstlichen Inquisitor haereticae pravitatis, geflüchtet, der im Szymier und Bácsér Komitat die Leichname jener Pfarrer ausgraben,

1) Zum erstenmal veröffentlicht durch den Jesuiten und Geschichtschreiber Bray, Tyrnau 1770. in 4. aus einer Abschrift, welche sich in den Anfang des 16. Jahrhunderts datiren läßt. Herr N. v. Döbrentei hat seine Ansicht darüber verfochten in den Sprachalterthümern (R. M. Nyelvmélekek). 2. Band. S. XI.

2) Getreu abgedruckt, nach der ältern Rechtschreibung aus der Ausgabe des Corpus Juris von Mossóczi, Tyrnau, 1584, in den Sprachalterthümern (R. M. Nyelvmélekek). 2. Band. S. 336.

3) Der Ort Sajó St. Peter ist im Borsoder Komitat. Die Urkunde, mit einem Facsimile, findet man in den R. M. Nyelvmélekek, 2. Band. S. 1—3.

4) Ebend. S. 4.

verbrennen und in den Wind streuen ließ, welche Hussens Lehre in jenen Gegenden zu verbreiten gewagt hatten. Abgedruckt mit mehreren Facsimile in Nyelv-Eml. 1. B. Von diesen rührt auch die

Uebersetzung der vier Evangelisten her, welche, nach einer im Jahr 1466 zu Tatroß in der Moldau durch Georg Nemethi gemachten Kopie, im 3. B. d. Ny. Eml. zu lesen ist. 1437 — 1441.

Vorne befindet sich noch ein

Magyarisch abgefaßter Kalender, welcher hier mit großer Sorgfalt abgedruckt ist; die ungarische gelehrte Gesellschaft erhielt diese wichtige Abschrift aus der Münchner königlichen Bibliothek, wohin, durch Verwendung Sr. k. k. Hoheit des Erz. Palatin, als Protectors der ungarischen gelehrten Gesellschaft, der König von Baiern diese Tatroßcher Kopie durch seinen Gesandten an den Präsidenten der ungarischen gelehrten Gesellschaft, jezigen Gouverneur von Siebenbürgen, Grafen Joseph Teleki, schickte, bei welchem H. v. Jásai, Mitglied der mehrbenannten Gesellschaft und damaliger Sekretär des Grafen, eine genaue Abschrift davon nahm.

7. Aus dem 15ten Jahrhundert, eine

Eidesformel, womit der große Johann Hunyad sich den Ständen verpflichtet<sup>1)</sup>, 1446.

8. Aus dem 15ten Jahrhundert, die

Geistlichen Betrachtungen (egyházi elmélkedések) eines ungenannten Franziskaners, bekannter unter dem Namen „Göry Codex“. Das Fragment hat weder Anfang noch Schluß und läßt daher keine bestimmte Jahrzahl zu. Herr R. v. Döbrentei hat Gründe, seinen Ursprung zwischen 1483 und 1490 zu verlegen. Es ist ein mit seltenem Fleiß auf Pergament geschriebenes Bruchstück.

1) Im Corpus Juris Hungarici wird angedeutet, es sei dieß „Juramentum“ e vulgari in latinam translatum. H. Rath v. Döbrentei (R. M. Nyelvenlékek. 2. Band. S. 355. theilt das Original in 4 (sage vier) verschiedenen magyarischen Abschriften mit.

9. Aus dem 15. Jahrhundert, ein  
Kurzer Brief des Abtes Albert vom Kloster Tihany an seine Schwester<sup>1)</sup>. 1486.
10. Aus dem 15ten Jahrhundert, eine  
Elegie (siralom ének) über den Verlust des Johann Bóth von seinem Diener, in terze rime<sup>2)</sup>. Zwischen 1489—1493. Ny. Emlék. 2. B. S. 39.
11. Aus dem 15ten Jahrhundert, eine  
Gedächtnißfeier (Emlékdal) Königs Matthias (in Versen (Mátyás király halálára, auf den Tod K. Matthias)<sup>3)</sup>. 1490.
12. Aus dem 16ten Jahrhundert, ein  
Brief des Georg Bezerédy<sup>4)</sup>. 1504.
13. Aus dem 16ten Jahrhundert,  
Hausnotizen, kleine, kurze, geschriebene Fragmente<sup>5)</sup>. 1505—1510.
14. Aus dem 16ten Jahrhundert,  
Antwort Ladislaus Szalkai's, damals Kammergrafen (kamra-Ispán) von Siebenbürgen und der Mar-marosch, später Primas von Ungarn, an Franz Bánffy<sup>6)</sup>. 1510.
15. Aus dem 16ten Jahrhundert, ein  
Brief des Johann Drágffy an Stephan Károlyi<sup>7)</sup>. 1512.
16. Aus dem 16ten Jahrhundert, ein  
Pfandbrief des Johann Gocsik (Gotschik), in welchem er ein Schultheißenhaus um 16 Gulden an Stephan Kendy verpfändet<sup>8)</sup>. 1515.

---

1) Seiner erwähnte Besspréni, 1781. Den magyarischen Brief gab Katon a heraus in seiner Historia critica Regum Hungariae. Tom. IX. ordine XVI. p. 774. 1793. Birágh veröffentlichte ihn in seiner „Magyar Prosodia“ 1728. Abgedruckt und besprochen in den R. Magy. Ny. Emlékek 2. B. S. 359. — 2) Nyelv-Emlékek B. 2. S. 39. — 3) Ebd. S. 5. — 4) Ebd. S. 7. — 5) Ebd. S. 9. — 6) Ebd. S. 9. — 7) Ebd. S. 42. — 8) Ebd. S. 42.

17. Aus dem 16ten Jahrhundert, drei Anmerkungen ökonomischer Art über Ausschank der Weine, von Augustin Ferrus<sup>1)</sup>. 1515.
18. Aus dem 16ten Jahrhundert, zwei Anmerkungen, dergleichen, von Johann Nagy<sup>2)</sup>. 1515.
19. Aus dem 17ten Jahrhundert, eine Gerichtliche Bertheidigungsschrift gegen Anklage der Hererei, von der Frau des Georg Pástor wider Johann Terjek, eingereicht bei dem Magistrat der K. Fr. Stadt Kaschau<sup>3)</sup>. 1517.
20. Aus dem 16ten Jahrhundert, ein Vertrag des Johann Drágffy, Tavernikus (des Großschatzmeisters) von Ungarn mit Barbara .....<sup>4)</sup>. 1518.
21. Aus dem 16ten Jahrhundert, ein Schuld- und Pfandbrief des Tavernikus (Großschatzmeisters) von Ungarn, Johann Drágffy, an Franz Bárdy, Bischof von Siebenbürgen. (Der Großschatzmeister borgt vom Bischof neun Gulden und versetzt sein goldenes Kreuz mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt.)<sup>5)</sup>. 1520.
22. Aus dem 16ten Jahrhundert, ein Gebetbuch der Benigna Magyar, Gemahlin des Oberstlandrichters (Judex Curiae), des berühmten Paul Kinissy, von einem Pauliner, F. M., zu Nagy-Báson auf Pergament geschrieben<sup>6)</sup>. 1513.
23. Aus dem 16ten Jahrhundert, ein Vergleich zwischen Michel Keserő, Bischof von Bosnien und seiner Schwester Christine, worauf die „lecta“ des Verböczy drauf steht<sup>7)</sup>. 1523.
24. Aus dem 16ten Jahrhundert, eine Eidesformel für die Reichszehntner (országos tizede-

1) Nyelv-Emlékek B. 2. S. 12. — 2) Ebend. S. 13. — 3) Ebend. S. 13. — 4) Ebend. S. 13. — 5) Ebend. — 6) Ebend. 2. B. mit Facsimile. — 7) Ebend. 2. B. XVII. XVIII.

sek esküje) aus der Kanzlei Königs Johann an alle Jurisdiktionen abgeschickt<sup>1)</sup>. 1527.

25. Aus dem 16ten Jahrhundert, der  
Huldigungsseid für Ferdinand I., unterschrieben von  
12 hohen Geistlichen und 33 Magnaten<sup>2)</sup>. 1527.

26. Aus dem 16ten Jahrhundert, ein  
Lobgedicht auf (Paps) Nikolaus den 5. in Hende-  
kasyllaben oder sapphischer Versart, vom Pfarrer Franz  
Peeri in Kazár (Neograder Komitats)<sup>3)</sup>. 1529.

So weit nun gehn die, nur gelegentlich, und gleichsam  
im Fluge gesammelten Sprach- und Litteraturproben  
vor der Reformation.

Zu dieser Zeit aber, besonders von 1550 an gewann die  
magyarische Sprache immer ausgedehnteren Boden. Der Grund  
war einfach. Laien lernten die Schriftzüge, das Lesen mehr  
und mehr (was zwar schon unter K. Matthias I. begonnen),  
der König selbst führte, auf Verlangen siebenbürgischer Ab-  
geordneten, eine

geschriebene Agenda für Siebenbürgen ein,  
wozu sein nachdrücklicher Auftrag an Ladislaus Geréb, Bi-  
schof von Siebenbürgen, noch vorhanden<sup>4)</sup>. 1478.

Hätte Noth sich ernstlich um die Wahrheit bekümmert, er  
hätte dieß auch in der, auf Sachsenboden erschienenen,

Nachlese auf dem Felde der ungarischen und siebenbür-  
gischen Geschichte, S. 57, lesen können.

Wie das Gedeihen des ungarischen Christenthums, der An-  
wendung der Sprache in all' dessen Zweigen und in jeder Art  
des Verkehrs überhaupt sich

Nach der Reformation

entfaltet, ist aus der unzähligen Menge, oft äußerst wichtiger  
Dokumente zu ersehen, die der 2. und 3. Band der ungarischen  
Sprachalterthümer enthält und die man hier nicht alle anföh-

1) Nyelv-Eml. 2. B. XIX. G. v. Döbrentel fand sie im Archiv d. f. fr.  
Stadt Kaschau. — 2) Ebend. 2. B. — 3) Ebend. XIX. XX. —  
4) Ebend. XXIII.

ren kann. Man bemerkt jedoch, daß sogar die Zipser Kammer in ihrer Administration,

die Komitatsbänderien-Kommandanten, d. h.

die Obergespane,

die Komitate,

die Städte,

die Marktflecken

ihre Korrespondenz in magyarischer Sprache führten, und aus diesem Aufschwung der gesammten ungarischen Nationalität erklärt sich's denn auch, warum

die türkischen Befehlshaber von Ofen selbst zu ihrem diplomatischen Verkehr, statt der lateinischen, die magyarische Sprache wählten. Schrieb doch Mustapha Pascha von Ofen

an Maximilian I. und Rudolph, Könige von Ungarn,

an Ernest, Erzherzog von Oesterreich und

an deutsche Befehlshaber in magyarischer Sprache.

Wie die Siebenbürger Nationalfürsten von demselben Geiste beseelt waren, hätte Roth in dem ungarisch geschriebenen Gesetzbuch Siebenbürgens sonnenklar sehen können, zu dessen Abfassung doch auch sächsische Abgeordnete mitgestimmt. Aber Roth ist kein Sachse. Er verstand, er versteht zur Stunde noch, das wahre Interesse der eigentlichen, alten Siebenbürger Sachsen nicht. Seine phantastischen Blicke schwammen in Wirttemberg und er vergaß darüber seiner Pflicht gegen sein neues Vaterland.

Zu diesem großen ungarischen Publikum konnten nun wohl auch gelehrte Ungarn mit Zuversicht in ungarischer Sprache in gedruckten Schriften sich wenden.

Die kirchlich-protestantischen Schriften, Uebersetzungen der Bibel u. dgl. führt an

Franz Lóth in seiner Geschichte der protestantischen Kirche in Ungarn und Siebenbürgen. (Magyar és Erdélyi Protestáns Ekklesia' Historiája.) Korn, 1808.

Die übrigen, als

Sammlungen von Geschichtschreibern,  
Philosophen u. s. f.

hätte Roth in der Könyves Ház (Bücherhaus, Bibliothek) des Stephan Molnár finden können. Wäre er wirklich ein wissenschaftlich gebildeter Kopf (was wir recht, recht sehr nicht mit einem bloß gelehrten Kopf, mit der sogenannten „bibliothèque renversée“ der Franzosen, zu verwechseln bitten), er hätte im allgemeinen Interesse der ganzen Menschheit an dem Gedeihen eines Volks und seiner Sprache seine Freude haben müssen. Wäre er nicht so zu sagen nur aufgestanden, oder erwacht, oder so zu sagen geschaffen, um aus seinem Winkel zu krähen, es müßte ihm angenehm gewesen sein, die

Magyarische Encyclopädie des Johann Cseri von Apáza (Apátzai Cseri János Magyar Encyclopädia) Utrecht, 1653.

als Beweis des damaligen Fortschrittes eines so bedeutenden Theils der europäischen Menschheit, kennen zu lernen.

Die Uebersetzung des Sallust von 1596<sup>1)</sup>.

Die des Curtius Rufus 1619, mit einer Widmung an Bethlen Gábor<sup>2)</sup>.

Vieles noch, was hierher gehört, und treffende Erläuterungen geben könnte, zu finden, hätte Roth die Annalen der ungar. gel. Gesellschaft (1. B.), wo zugleich die Geschichte ihrer Entstehung erzählt wird, nachschlagen müssen. Ihm hätte

Samuel Pápai's Kenntniß der magyarischen Litteratur (Papai Samuel magyar litteratur esmérte) zum Wegweiser dienen können.

Wir könnten ihm sagen und beweisen, daß der Held der Desterreicher, Boucquoi, vor Neuhäusel, sich des Magyarischen bei einem gewissen Anlaß bedient.

1) Siebenbürgisches Museum (Erdélyi Musäum) von Döbrentei. 3. Heft.  
2) Ebend.

Er könnte sich überzeugen, daß der Graf (Comes) der Sachsen (Erdélyi Híradó N<sup>o</sup>. 451. 846) dem Magistrat der Stadt Szászváros (Broos) magyarisch zugeschrieben. (1680.)

Doch diesem Mann war es nicht um Wahrheit, ihm war es nur um Parteilung zu thun. Gewissenhaftigkeit, die Gewissenhaftigkeit nicht der Form, des Gefühls, des Herzens, die ihre Beruhigung nur in pragmatischer Dokumentierung finden mag, diese Gewissenhaftigkeit fehlt ihm ganz.

Er schöpft nur aus sich selbst, aus seiner vorgefaßten Meinung.

Selbst blind, sucht er Andre zu verblenden.

Hat nun aber, wie diese — wir müssen es der Dummheit gegenüber wiederholen, womit dieser „Koth“ an die Beurtheilung aller Dinge geht, die er, im Namen seiner politischen Knechtschaftsgenossen in seinem vor uns liegenden Büchlein vorbringt, wir müssen es wiederholen — hat nun, wie diese, in flüchtiger Eile, auf kurzen Streifzügen gesammelten Urkunden beweisen, das öffentliche wie das Privatleben, der Staats- wie der Untertanenverkehr, durchgängig, von Anfang des ungarischen Reichs bis zu seiner Palingenesie, sich des Idioms bedient, welches das große Unglück hat, dem Niemandem unbekannt, unbequem, bedenklich zu sein, das aber der große „Humanist“ Herder des Bedauerns werth fand, wofern es unterginge, das im kurzen Stadium seiner Wiedererzeugung mehr, fünfzigmal mehr Proben seiner Schnell- und Zeugungskraft gegeben hat, als jenes, das ihm unsere Gegner an die Seite zu setzen versuchen, in siebenhundert Jahren, das sich von Anbeginn der deutschen Ansiedlungen warm, vielleicht nur zu warm, für seine „flandrischen“, „teutonischen“ Gäste aussprach und, unter mehreren Kleinigkeiten auch die Union, die gleiche staatsbürgerliche Berechtigung dieser in ihrer Noth und Bedrängniß aus dem fernen Germanien eingewanderten, allein durchaus mit keinem ostensiblen Einberufungsbrief von Seiten der Nation oder ihres Oberhauptes versehenen, Fremdlinge verkündete, — — wie wird

unsern patrizischblütigen Gegnern zu Muthen werden, wenn wir ihnen beweisen, daß

selbst der König aus dem Hause Habsburg nur auf die Bedingung den Thron besteigt, „die Nationalsprache aufrecht zu erhalten und zu der seinigen und zu der der Seinigen zu machen?“

„Nos vero —“ schrieb Ferdinand der Erste im J. 1527, als die deutsch ausgestellte Versicherungsurkunde, statt ihm, gegen den die Freiheit und Nationalität zu seinen ehrsuchtigen Zwecken vorschützenden Zápolya, Anhänger zuzuführen, ihm die Gemüther nur mehr entfremdete, — nos vero siculi ex aliis litteris nostris jam pridem intellexistis, nationem et linguam vestram servare non perdere intendimus.“ Und magyarisch, in magyarischer Sprache, begrüßten ihn, den im Geleite von 400 magyarischen Reitern in's Land Einziehenden, obwohl noch dieses Nationalidioms damals unfundig, mit dem Palatin Báthori an der Spitze, in Wolfsihal an beider Länder, Ungarns und Oesterreichs Gränze, die magyarischen Großen.

Der Huldigungseid der Stände zu Ofen (6. Okt. d. J.) geschah in magyarischer Sprache (wovon das Original im Archiv des Domkapitels zu Preßburg) und der Krönungseid des Monarchen, der magyarisch noch nicht sprach, mußte den Ständen durch Bischof Thomas, als Kanzler, damit sie dessen Inhalt verstünden, aus dem lateinischen, worin Ferdinand ihn sprach, in's Magyarische übersetzt vorgelesen werden. Daß der König später magyarisch gelernt, beweist eine Stelle in Nicolaus Mameranus familiae totius Aulae Caesareae Catalogus, wo gesagt wird, er (Ferdinand) habe sieben Sprachen, außer dem Latein, vollkommen und geläufig (expedite) gesprochen, und in der Aufzählung derselben kömmt hinter der magyarischen noch die böhmische und slavische. Und Sibut (1528) sagt: „Ferdinandum linguam hungaricam calluisse.“

Doch es wäre Zeitverschwendung, die Beweise, daß unsere Gegner auch in diesem Punkte in einem beliebten, wenigstens wohl nicht ganz unfreiwilligen Irrthum befangen, zu

Hundertern, wie sie uns und Jedermann, der ihnen nicht ausweicht, vorliegen, noch ferner aufzuhäufen. Es ist im Princip des Vertrags zwischen Volk und König ohnedieß schon unwiderleglich enthalten, daß die Sprache dem Volke aufrecht erhalten werden muß. Beschwört ja doch der Herrscher im Krönungsseide alle Rechte, Freiheiten, Gewohnheiten Derer, die sich ihm anvertrauen. Nun möchten wir gern erfahren, welches Recht, welche Freiheit, welche Gewohnheit, außer der des Athmens, Essens und Trinkens, Wohnens und Schlafens, älter, nothwendiger, heiliger als die der Gedanken und Empfindungen und ihres Ausdrucks, der Sprache?

Und wer dieses Recht geltend macht, soll angeklagt werden dürfen, er wolle den Vertrag zerreißen? Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren! Sie stehn hier wieder auf dem Punkte, sich selbst zu schneiden. Falsche Anklage kehrt immer ihre Schärfe gegen den Ankläger.

Noch einmal sei es gesagt, der Panславismus, er sei Hirngespinnst oder nicht, hat den Magyarismus weder geboren noch getauft. Das Nationalgefühl, erwacht unter der eisernen Kluthe, entschlummert unter goldenen — Märchen, gab sich nicht in Ungarn allein, es gab sich, (um nicht zu weit zurück zu gehn) unter Karl I. in England, unter dem unglücklichen Ludwig in Frankreich, unter Bonaparte in Deutschland kund. Das Nationalgefühl war in Ungarn vorhanden, eh' noch Czar Peter sein berühmtes, von seinen Erben so treu vollstrecktes, Testament gemacht, und der Panславismus hatte seine leisen Tritte schon gethan, als die Hellenen, als die Wallachen, als die Serben sich regten.

Ihm in die Quere kam, freilich, eben nach jener Seite hin, der — Magyarismus. Wissen wir doch, Alle, (außer etwa der Doktor, der nichts liest als den Siebenbürger Boten), wissen wir doch, daß eben ein Russe (und von langer Hand) historisch den Beweis geführt, sein Vaterland sei, einst, konstitutionell gewesen. Wir wüßten wohl auch noch mehr, aber nicht Allen frommt Alles zu sagen. So weit denn drang, und dringt, der Segen der Wahrheit. Das baltische Meer ist ihr

kein Damm, und der Kirgise selbst mag fragen, wem und warum er gehorcht.

Den Zweiflern, ob der Panflavismus vielleicht doch kein Unding, wäre vielleicht mit den Stimmen aller Hellsiehenden zu antworten, so weit Volksthum reicht. Sie ermüden nicht, von den Befehrungen zum Slaventhum zu reden, die in Kirche und Staat (weil die Weiden, leider, doch noch als getrennt angesehen), unter Waffen- und andern Knechten, in und außer den Marken des großen Slavenreichs, geschehn.

Und nicht unser Erdtheil allein, auch das Hochgebirge Asiens widerhallt von den Schlägen, die das neue Weltjoch schmieden.

Geht in die immer grünen Berggelände des Athos, ihr Maulwürfe! und seht, oder, seid Ihr zu kurzstichtig, hört, was Ihr bald fühlen werdet, wie auch dort

„die byzantinische Kirchen- und Staatsidee, als konstituiren-  
 „der Bestandtheil des menschlichen Geschlechts, mit einer  
 „auch dem Verblendetsten sichtbaren Gewalt, in Europa sich  
 „geltend macht, dort, gleichsam im Antivatikan, im geistigen  
 „Waffenhaus, womit man den illyrischen Kontinent er-  
 „schütteret.“

Nicht liebenswürdig findet der Doktor, daß die Slaven Verdacht mit Verdacht, Schmähung mit Schmähung erwidern. Sie sollten schweigen, wo die Regierung es thut, und die Magyaren sollten nicht auslugen u. s. f.

Der Doktor hat Recht, Derjenige, welcher auf der That ertappt wird, dem man seine krummen Gänge nachweist, sollte still sein. Sieht diese Gänge doch die Regierung ruhig an. Auch die Magyaren sollten den Gegenruf der Ertappten hochsinnig vertragen, denn — wir haben es, dünkt uns, durch die Hinweisung auf ihre weltkundigen Opfer dargethan — an ihrer Treue haftet kein Makel.

Aber, aber —! Sie sollen nicht, die armen Magyaren sollen nicht „auslugen“, wohin das politische Riesenconchyl im Nordosten, an dessen Schleimnachzug bis noch Alles hängen blieb, seine betäubenden Fühlhörner streckt?

Mein Herr Doktor und Magister! warum schwiegen denn Sie nicht. Hat die Regierung schon ihr Stillschweigen gebrochen?

Doch freilich: der Herr Doktor, welcher das goldwäschende Volk da drunten, die Zigeuner, dem Magyar, als Muster der Civilisation anempfohlen, fühlt selbst einen unwiderstehlichen Drang zu einem solchen Amte und versucht, das slavische Gold aus dem magyarischem Sand herauszufinden. Glück zu! Jedenfalls kann er noch einst, als Convertit und Convertent, einen Orden vom Ufer der Newa erlangen.

Wissen denn unsere Gegner nicht, daß Rede und Gegerede in einem Lande erlaubt, dessen Einwohner, zur Selbstvertretung berufen, die Sorge um ihre Freiheit nicht der Regierung allein überlassen? Wissen Sie nicht, meine Herren, daß Millionen Augen mehr sehn, als tausend, wie die Regierung sie immer haben mag. Wahrhaftig, wir möchten den Hausvater sehn, der seinen Kindern und Hausgenossen verböte, aufzuschreien, wenn der Nachbar ihm Land abgräbt, oder den Zaun, die Planke verrückt! Und wieder möchten wir den alten Aesop fragen, ob er von Sinnen war, als er erzählte, daß die Maus des Löwen Garn zernagt!

Es soll nicht recht sein, sagt man uns, daß Ungarn die Länder, die es noch in seiner Krone wappnet, als rechtmäßig Eigenthum zurückheischt und dabei nur von Ungarns, nicht auch von fremdem Rechte redet.

Man sagt uns, König Matthias, (dieser wahre Berggrößerer, dieser ächte „Augustus“ Ungarns) sei nicht erst seit gestern todt. Da müssen wir denn freilich zurücktreten. Denn offenbar soll diese Erinnerung — (deren chronologische Richtigkeit wir bewundern) — so viel bedeuten, als ob, was nach ihm verloren gegangen, was nach ihm, überhaupt, geschehn, keine Reclame, keine Zurückforderung, kein Unrecht mehr zulasse. Zwei Fragen indeß können wir nicht unterdrücken. Wer, fragen wir, gab dem nationalsten aller Könige an nicht naturgemäßen Gränzen so viel zu schaffen, daß er dorthin, wo seines Reiches Interessen ihn riefen, seine Blicke, oder seine Was-

fen wenigstens, nicht oft und nicht wirksam genug wenden konnte? Uns dünkt, es war dieß ein benachbarter, deutscher Fürst. Und wieder, und wieder bewährt sich's jetzt, wo die Besitzergreifung jener Landstriche, leider nicht naturgemäß, in Aussicht steht, daß Oesterreichs größter Feldherr wahr sagte, als er seinem Herrscher, seinen Herrschern, diese Eroberung als nachhaltiger empfahl, denn alle im h. röm. Reiche oder sonstwo befriedigte — Herrschereitelkeit.

Zweitens fragen wir bei diesem Anlaß, in welchem Jahr der russische Großfürst beerdigt wurde, der, zuletzt, die Krimm, die Ukräne, Bessarabien, die Moldau und Wallachei, rechtmäßig, besaß?

Und als welcher Krone Reiz könnte das jezige hohe Herrscherhaus jene Länder zurückfordern? Etwa der lombardischen?

Unsere Gegner irrt unsere Forderung, daß Siebenbürgen mit Ungarn sich einige. Sie berufen sich auf ihre, „vor so viel hundert Jahren erworbene Unabhängigkeit“.

Wahrhaftig, der Anlaß, bei welchem Siebenbürgen aus dem Reichsverband, aus dem ursprünglichen Gemeinwesen mit Ungarn schieb, war wohl ein rein staatsrechtlicher?

Blutströme und Länderbrand bezeichneten den Anfang dieser Losreißung. Der türkische Kosschweif mußte den ungeseglichen neuen Szepter beschatten, und von dort aus, so recht eigentlich, hat der Halbmond erst den Weg gefunden, sich in der Königsburg der Arpadiden festzupflanzen.

Und das nennen unsere Gegner: „Erwerb?“

Vertrag, und geistiges Bedürfnis knüpften das Erbe der Jagellonen an der Donau an die Abkömmlinge Habsburgs. Wohlan! So war der, welcher ein Fünftheil dieses Erbes ab- und an sich riß, ein Erwerber?

War Jäpolya rechtmäßiger Fürst von Siebenbürgen, so konnte sein Gegner kein Recht daran haben. War er's nicht, mit welchem Rechte trennt man Ungarn von Siebenbürgen?

Wenn unsere Gegner davon sprechen, daß Ungarn und auch Siebenbürgen durch Widerstand gegen die Regierung manchen Keim erstickt, der nun schon in voller Blüthe stünde,

schon reife Früchte trüge, so gemahnt uns Das, wie eine Auf-  
forderung, Treibhauswärme gegen Sonnenstrahl einzutauschen.  
Der trefflichste absolute Herrscher ist nur ein Treibhausherd.  
Mit ihm erlischt, vielleicht, das wohlthätige Feuer, indes ein  
konstitutionelles Volk seine natürliche Wärme in sich selber  
trägt. Die Maßregeln der Regierung, wo sie Hand in Hand  
mit der Verfassung gehn, gingen, verfehlten, verfehlen nie ih-  
ren Zweck.

Aber Verfassungen der Staaten können so wenig, als Kör-  
perkonstitutionen von dem Willen eines Arztes, von dem Wil-  
len eines Machthabers ausgehn. Jeder Organismus trägt  
Keim des Wohls und des Wehs in sich selbst.

Das Nothische Büchlein, ein Drache vor dem, geträum-  
ten, goldnen Kieß, speit nun auf einmal Flammenströme von  
Vorwürfen und Anschuldigungen gegen die, ebenfalls ge-  
träumten (versteht sich, magyrischen) Argonauten.

Ungarn, wenn es sich aus den liebenden, beschützenden,  
väterlichen Armen Oesterreichs losreißen wollte, wäre die er-  
starrte Natter im Busen des Bauers,

es wäre der verlorne Sohn, der sein Gut mit Fremden  
verzehrt, seine Selbstständigkeit an einen Fremden eingebüßt,  
als zerlumpter Schweinhirt am Trebertroge der Tafel seines  
Herrn Vaters gedächte,

es soll seinen Tanz nicht mit H... beginnen, denn die vä-  
terliche Ueberwachung ist ihm so nothwendig, Losreisung ver-  
derblich,

Oesterreich zerstört nicht, wie Negwasser, die Nationali-  
täten u. s. w.

Der arme Pfarrer, man kann ihm nicht böse sein. Er ist  
so ungeschickt in der Wahl seiner Gleichnisse. Oesterreich ein  
Bauer! Und der Ungar eine Natter!! Nach einer Natter  
hätte Habsburg schon in seinem Albert, und dann durch seinen  
Max und durch alle die Ferdinande u. s. w. so eifrig sich ge-  
büßt und so lang? Um einer Natter willen hätte es Erbver-  
träge zu verschiedenen Malen, geschickt und geheim, zu Stande  
gebracht? So dumm ist auch ein Bauer nicht.

Aber als erstarrte Natter, so will es der Pfarrer, fand  
Oesterreich den Ungarn und hob ihn, wieder, liebevoll an seine  
Brust.

So war der Ungar vorher etwas anders, und nur erst  
später zur Natter geworden? So wäre er noch kein so scheuß-  
liches Reptil, sondern im Begriffe es zu werden? Wir gera-  
then ja mit diesem Pastor förmlich in Ovids Metamorphosen.  
Arme Natter! Was warst du denn damals? Oder was bist  
du jetzt? Armer Pastor!!

Mit dem verlorne Sohn ist es ihm eben nicht besser ge-  
lungen. Schon der erste Vergleich, es habe dieser verlorne  
Sohn sein Gut mit Fremden verzehrt, schlägt gewaltig um  
gegen seinen Erfinder. Wir fragen nämlich ganz einfach: Wer  
war der Fremde? Den zweiten Vergleich, er habe seine Selbst-  
ständigkeit an einen fremden Herrn eingebüßt, gefellen wir dem  
vorigen bei und fragen wieder: Wer war der Fremde?

Wenn unter dem Schweinehirten am Trebertroge der ver-  
armte Magyar, der zu Grunde gerichtete Ungar verstanden  
wird, so stimmen wir dem Pastor vollkommen bei. Denn viel  
mehr, als die Schweineherde, als überhaupt Viehzucht und  
höchstens ein Bißchen Ackerbau, dürfte dem Bewohner dieses  
herrlichen Bodens schwerlich überbleiben, wenn es so fortgeht;  
wenigstens dem magyrischen zuverlässig nicht. Ihn stempelt  
seine Abkunft, sein kriegerischer, von allen Nachbarn aus Näh'  
und Ferne nur gar zu sehr geringgeschener und eifrig und künst-  
lich genährter Beruf, **vor der Hand noch nicht** zu mehr als  
Viehzucht und Ackerbau; (den politischen Theil seines Berufs,  
der mit dem militärischen, und den scientificen, der wieder mit  
dem politischen und agronomischen ohnehin Hand in Hand  
geht, können wir unberührt lassen.)

Aber von der Tafel seines Herrn Vaters, deren er in  
seinem schweinischen Zustande, bei seinem Trebermahl (Treber  
sind bekanntlich ausgepreßte Rückstände und Ueberbleibsel)  
— — — von der väterlichen Tafel, deren der „wirklich verlorne“  
Sohn so schmerzlich gedenken soll, möchten wir in der That  
gern einige historische Nachweise haben. Wir wissen wohl, daß

Alles in die Runde sehr oft an Ungarns Tisch getafelt, Ungarn aber stets, und aus äußeren und inneren Gründen, die wir sehr leicht mit fremdem aber nicht unserm Interesse in Einklang brächten, auf sich selbst beschränkt, reduziert, verwiesen war.

Die Warnung endlich, die in Pfarrers Mund und von der Kanzel so höchst decent und figlich heruntergeschallt: er möge seinen Tanz (nicht etwa unser Gegner, dazu ist er, wie sein Büchlein nun schon an mehreren Orten beweist, zu wenig vollblütig und zu — sittsam) der verlorne Sohn möge seinen Tanz nicht mit H.... beginnen, da ihm die Aufsicht des Herrn Vaters doch so erspriesslich — — — die Warnung kommt, leider!!! viel, viel zu spät. Der unglückliche Mensch, der Sohn, war schon lang eh' er unter die Aufsicht seines jetzigen Herrn Vaters (1527) kam, er war schon mit dem, was der übergelehrte Mann mit seinem balkendicken Wink zu verstehen gibt, und wir, zur Ehre unserer Leser und Lesערinnen, auch zur Ehre der griechischen Tiefe unseres Doktors mit dem zarteren und passenderen Namen Hetäre bezeichnen wollen — — der unglückliche Magyar also war mit der schönsten aller Hetären, mit seinem andern „Ich“ (Heteron), mit der Freiheit unter dem Gesetz, mit dem Gesetz, das er und seine Mitbürger sich frei gegeben, mit einer Unabhängigkeit, beschränkt nur durch den frei anerkannten Oberherrn, — — — mit dieser war er, lang eh' er seinen jetzigen Papa kennen lernte (1527), vermählt — ja,

inlandum, regina, jubes renovare — — —

sie war sogar seine (ächt orientalische) Mama!

Daran ist nun, leider, nichts mehr zu ändern. Für seine, geistige und politische, Abkunft —

factum infectum u. s. w.

kann der arme Junge nicht zur Strafe gezogen werden. Es ist ja auch so ein — fait accompli, zu welchem Heinrich der Deutsche die Augen endlich — zugebrückt und nicht wieder — geöffnet —.

Wo ist denn, müssen wir, ganz natürlich, fragen, wo ist denn nun sonst noch eine andere Herzens- oder Sinnesgebic-

terin, welcher der Magyar sich hingegeben? Soll es etwa der — Luxus, die Sittenverfeinerung sein, die, ihm vom nahen und fernen Ausland eingepflegt, endlich, wie überall, in Sittenverderb umschlug? Da wäre, fürchten wir, unser Gegenpart, bei der Geistes- und Sprachverwandtschaft, worin er mit alle Dem, was in Europa Gesittung nicht nur, sondern auch Sittenverfeinerung und Ueberspannung gefördert, von jenem Wirbeltanz, welchen er dem Magyar (von seiner priesterlichen Reinheit eingenommen) so derb und so blindlings vorrückt, am ersten zu ergreifen gewesen, ergriffen worden!!

Es ist indeß kaum nöthig, die magyarische Nation gegen einen solchen Verdacht zu rechtfertigen. Denn, einestheils kann er, wie fast unter allen Völkern, die Masse nur in sehr geringem Grade treffen, und geht, wenn gegründet, bloß die kultivirteren Klassen an; andererseits ist Uebertreibung in einem solchen Punkte kein politisches Vergehn, gehört vielmehr zu den Tugenden in unserer sozialen Verfassung, weil Luxus jeder Art ein Hebel der Gewerbe.

Man sieht, im einen wie im andern Betracht ist die rohe Betastung des Vorsprechers Noth, gelinde gesagt, eine — Unart, die sehr, recht sehr nach dem Zelotismus eines Affen des Vaters Abraham a Sancta Clara schmeckt.

Ist es denn nun noch nöthig, ein Wort gegen den Vorwurf zu verlieren, die Magyaren geberden sich, als zerseeze Oesterreich, einem Aekwasser gleich, die Nationalitäten? Wir meinen nicht. Aber weil Furcht vor derlei Zerseezung uns vorgeworfen wird, so wollen wir nur kurz erwähnen, daß wir gegen gar keinen Scheidungs- und Amalgamirungsproceß etwas, auch das Mindeste, einzuwenden haben, in welchem der Menschheit höchstes Gut, gesetzliche Freiheit und verhältnißmäßig gleiche Berechtigung, des Einzelnen wie der Klassen, nicht unterzugehn droht.

Unsere Gegner erzählen uns, durch ihren Vormund, auf eine so rührende Art die Vermählungsfeierlichkeiten, welche bei der Verbindung zwischen Habsburg und Ungarn stattgefün-

ben, daß wir uns nicht entbrechen können, unsern gedulbigen Lesern eine Probe davon mitzutheilen:

„Die Mitgift Ungarns,“ sagen sie, „war umstellt von „Janitscharen und von Töchtern des Landes für den türkischen Harem, von Kremnitzer Dukaten für den Beutel der „türkischen Paschen, von Jünglingen zum Kanonensfutter „für islamitische Zwecke und von der ganzen Bevölkerung, „als Lastthier u. s. w. u. s. w.“

Zur Erklärung dieses, allerdings etwas ernsten, und durchaus nicht unhistorischen Hintergrundes der Hochzeitfeier zwischen Habsburg und dem Erbe der Arpadiden, dienen folgende Fragen:

1. Wo war denn, am Tage, als die Braut entführt wurde, der Bräutigam?

2. Wohin sind mehr Kremnitzer Dukaten gefallen, in den Beutel der türkischen Paschen, oder in den Säckel der deutschen, spanischen und wälschen Kriegsobristen?

3. Wenn die Jünglinge, die vereint mit des Islams Schaaren in Ungarn (und sonst nirgends haben sie das gethan) das Schwert zogen, für islamitische Zwecke gefochten hätten, wäre ihnen vom „Beherrscher der Gläubigen, vom Nachfolger der Kalifen, von Stambuls Thron aus“ „freie, christliche Religionsübung“, unter jedem Bekenntniß, gestattet worden? Verbum nec amplius addam! müssen wir, muß jeder Geschichtskenner, nicht Ungarns allein, auch Griechenlands, auch Aegyptens, kurz jedes Zollbreit Landes, das der Halbmond besaß, ausrufen. Die Kehrseite, die Seite, die das Verfahren von drüben herab, vom Norden nach Süden, enthält, wollen wir nicht beleuchten.

Und am Ende, wenn die Wagschale des Unrechts gegen den Halbmond sank: wer rief, wer berechtigte ihn zuerst? Der Mann, auf dessen Losreißung vom Thron der Arpadiden und ihrer angeheiratheten, nicht angestammten, Erben, Siebenbürgen seine Unabhängigkeit von Ungarn stüzt! Er rief das Verderben. Und als der Verderber, mit mehr unga-

rischem als fremdem Blute, vertrieben war, rief man: Ihr seid erlöst, erlöst, gekauft durch uns.

### Kauf!

Es springt in die Augen, die Gegner unserer Sache verstehen die Redeweise, die Gesinnung nicht des Hauses, dessen Szepter Ungarn dies- und jenseit des Waldes sich vertraut. *Justitia fundamentum regnorum!* sprach der Vater; *Recta tueri!* spricht der Sohn. Und jeder Krönungs- und hundert Reichstags- und Thronreden bestätigen, daß freie Uebergabe des Szepters stattgefunden.

### Kauf!

Wenn Kauf stattgefunden, so war es der des Friedens mit den Osmanen, eingerathen von schlechten, später vom geradsinnigen Herrscher selbst, verworfnen Dienern, Dienern fremder, unpatriotischer Zwecke. Man frage den vielfachen Retter der Monarchie, den Helden, der seinen, anfangs verachteten, später gefürchteten, Degen an Frankreichs Grenzen blitzen machte und ihn in dessen Hauptstadt blitzen zu machen im Begriffe war, als — man sich erinnerte, daß dieser Degen für Oesterreich gezogen war!

Unsere Gegner reiten oft und gern auf Parabeln. Das Flügelpferd ist ein göttlich Ding, aber es gehört dazu ein — Bellerophon. Wenn man uns hier das Gleichniß vorführt:

„Das Schaf, dem Wolf aus dem Rachen gerissen, muß seinem Hirten nicht Wolle und Milch nach Pfund und Seidel anrechnen“,

so dürfen wir wohl eine Frage aufwerfen, an die sich zwei andere eng anschließen:

Wer war Ursache, daß das Schaf (Ungarn), um sich aus des Wolfes Rachen zu ziehen, fremder Hülfe bedurfte?

und was wäre, wenn dieß Schaf der Wolf verschlungen, aus den übrigen Schafen geworden?

und wenn dieß Schaf denn endlich Milch und Wolle so lange gegeben, daß es zu magern beginnt, darf es nicht nach besserer Weide, nach fetterer Trift verlangen? verlangen, daß wenigstens sein Dünger seine Auen kräftige?

Wie, meine Herren? Weil im Kampf um Griechenlands Freiheit Franken und Britten, Deutsche und Moskowiten Blut und Gold aufgewendet, gehört die neue Hellas nicht sich selbst?

Weil die Magyaren das Bewußtsein nähren, den Sturm von ihrer erlauchten Herrscher Haupt mehr als einmal beschworen, gewendet, verschleucht zu haben, sind sie deren Enkeln minder ergeben?

Weil sie reiche Unterthanen werden wollen, meinen sie es übel mit dem Säckel ihres Fürsten?

\*

Einen

gütlichen Ausweg und Schluß

bieten uns unsere Gegner nun durch Punkte, die wir, eben wie die bisherigen, besprechen und dann, unsererseits,

die Bedeutung zu ergründen suchen wollen, die dem Sprachkampf zunächst in Siebenbürgen und dann, nebenbei, in Ungarn, auch wohl überall, wo er vorhanden, beizulegen.

Man sagt uns:

Das Latein sei Diplomsprache geworden nicht durch Landtagschluß; es sei im Besitz der Kirchen, der Schulen, der Gerichtsstuben, der Komitatsäle u. s. w. u. s. w. gewesen vor Oesterreichs Besitznahme von Ungarn und Siebenbürgen.

Man sagt uns:

Die feine Lebensart erheische das Latein.

Man sagt uns:

Aus Schicklichkeit habe der Landesherr nicht deutsch, der Unterthan nicht magyarisch gesprochen.

Man sagt uns:

Der ausschließliche Gebrauch des Lateins sei von der Unbehülflichkeit des Magyarischen bedungen gewesen.

Man sagt uns:

Wäre der Kaiser von Oesterreich nichts, als König von Ungarn, der Wunsch, vom Throne nichts als magyarisch zu hören, dürfte, als bescheidene Bitte, ein Opfer werth sein.

Man sagt uns:

Mit jedem Volk in seiner Sprache zu verkehren, sei für den Herrscher zu schwer.

Man sagt uns:

Für den Sprachunterricht eines (österreichischen) Thronerben sei

Französisch unumgänglich;

Latein für Humanität und Kirche (ältere Gesetz- und Aktenkunde nicht?);

Italienisch für Verwandtschaft, wegen Erinnerungen und gegen Frankreich;

Böhmen, Polen und der Magyar müssen verzichten, denn — ein Prinz hat mehr zu thun, als — Sprachen zu lernen.

Man sagt uns:

A potiori sit denominatio. Nämlich potior jure oder potior numero. Potior jure sei bei gleichem Standschaftsrecht Niemand. Potior numero sei der Wallach. Der Fürst könne doch weder wollen noch sollen — das Wallachische zur Verkehrsprache zwischen Thron und Unterthan machen. Es müsse also

Das Gesetz in drei Kolonnen, Latein, Magyarisch, Deutsch erscheinen.

Der Landtag magyarisch sein (man gibt als Ursache: Cede major!).

Der Amtsverkehr so, daß der Ansprechende das Idiom des Angesprochenen, dieser das des Ansprechenden gebrauche.

Die Landesverwaltung: Deutsch, Magyarisch, Latein, Wallachisch. Bei Verfügungen im Allgemeinen: Magyarisch, Deutsch. Für's Spezielle: die Sprache des Theils oder Individuums, dem es gilt.

Die Thronkorrespondenz: Latein.

Das Heerwesen, der Schatz: Deutsch. (Beides, sagt man uns, ist Eigenthum des deutschen Herrn.)

Von diesen acht Punkten ist nicht einer unumstößlich, die meisten nur halb, und einige ganz nicht wahr.

Der erste ist sogar lächerlich. Der Komitatsaal lateinisch! Und das vor Habsburg! Hierauf zu antworten, überlassen wir Jedem, der die Verfassung, der die Geschichte kennt.

Der zweite schlägt alle feine Sitte, dort wo man nicht Latein versteht oder spricht und schreibt, mit einem Gewaltstreich maustodt.

Der dritte ist schon oben bei Ferdinand widerlegt; dasselbe Beispiel finden wir in Ungarns Geschichte schon unter Karl Robert.

Den vierten straft das Diplomatar, das wir in Kürze angeführt. Vom Thron bis zur Hütte ward in dieser unbehülflichen! Sprache verkehrt.

Der fünfte ist ein offener Widerspruch. Die Nation ist das Heer; der König ihr Anführer. Wer pflegt da, wer ist da genöthigt, des Andern Sprache zu lernen?

Auf den sechsten antworten wir mit Mithridats, mit Kaiser Hadrians, ja selbst mit Ferdinands des Ersteren älterem und mit der meisten Glieder unseres Herrscherhauses neuerem Beispiel, bei denen Magyar und Böhme nicht verzichten mußten.

Dem siebenten entgegenen wir, daß ein Prinz auch mit ganz andern Mitteln lernt, als ein Privatmann, und fragen dabei, was man von einem Hausvater sagen würde, der seiner, auch entfernten, Nachbarn Sprache vollkommen, die seiner Hausgenossen dagegen gar nicht oder nur kläglich verstünde?

Für den achten haben wir nur einige geringe Bemerkungen:

Latein ist durchaus unzulänglich, Deutsch gar nicht nöthig. Magyarisch kann Jeder, der Gesetze zu handhaben, zu erklären berufen.

Die Amtskorrespondenz auf die vorgeschlagene Art erscheint eben so vernünftig, als ob ein Franzose, der vom Engländer einen französischen Brief erhält, aus Galanterie darauf englisch antworten wollte.

Warum die Mühe der Landesverwaltung vervielfältigen? warum nicht sie vereinfachen?

Wären doch unsere sächsisch-deutschen Gegner, nach vorväterlicher löblicher Sitte, mit ihrer Zeit sparsam umgegangen! hätten sie, statt einer durch und durch siebartigen Kontroverse, lieber für die Litteratur der Sprache, zu welcher sie zählen, kräftig und nachhaltig gewirkt, einer Litteratur, die, wenige achtungswürdige ernste Forschungen abgerechnet, da drunten noch so brach liegt, daß ein wackerer Unternehmer für einen deutschen Musenalmanach von dreihunderttausend Köpfen nur dreie fand (den einen noch dazu außer Landes), welche dazu mitgewirkt hätten!

\*

Doch, nicht mit der sächsischen Nation, nur mit ihren Führern haben wir es ja zu thun. Mit ihren Führern, die noch heute ihre Berathungen bei verschlossnen Thüren pflegen, Zutritt nur den Adepten gestatten und das Gepränge einer Bürger- oder Volksversammlung meist unter ehrerbietigem, obligatem Schweigen der anwesenden Menge vollführen!

#### Die Bedeutung des Sprachkampfes

geht sonach aus Diesem und allem Vorgesagten von selbst klar und deutlich hervor. Eine Partei, die fähig ist, durch die Presse zu erklären<sup>1)</sup>, die Zeit sei vorüber, wo der Bürger geeignet, aus der Werkstätte in den Rath zu treten, die fähig war, die Verdrängung des althergebrachten Volksidioms zu einer Zeit vorzuschlagen, wo in allen gebildeten Sprachen, namentlich in der deutschen (so wie in der magyarischen) nach den entfallenen Schätzen der Vergangenheit emsig geforscht und gegriffen wird, eine Partei endlich, welche, wie dieß ebenfalls da drunten geschehn, alles Ernstes darauf angetragen und jetzt noch darauf hinarbeitet, ihre Autonomie gegen ein fremdes, weder den Boden-, noch den Kultur- und geistigen oder Nachbarverhältnissen passendes, meist statutarisches, Gesetz zu vertauschen, eine solche Partei ist uns kein furchtbarer Gegner.

1) Siebenbürger Bote vom J. 1841.

Sie kann es nicht sein. Erwacht ist das Bewußtsein des Unrechts in der Mehrzahl, in der werdenden Generation, in allen denkenden Köpfen, in allen treu für offenes Recht, offene Wahrheit schlagenden Herzen. Noch nicht weggegeben, noch nicht ganz entwendet ist die angeborene Befugniß zu fragen, was und wofür man es thut, die Geseztafeln, wie zu Solons und der Zehnmänner Zeit, vor Augen zu haben und selbst, so oft nöthig, zu lesen und sich einzuprägen oder zur Aenderung zu rathen, zu schreiten, wo Volkswohl es erheischt.

Wir wollen die zerstreuten Winke nicht sammeln, die wir im Laufe unserer Betrachtungen gegeben. Das ehrenwerthe Volk, mit dem wir es dann zu thun haben werden, wenn seine Führer nicht mehr den Schirm vor das Licht stellen, entbehrt keiner von den Tugenden, die eine Nation heben und halten.

Der Magyar geht voran! Folge, wer Muth hat und Vaterlandsinn!!!



Druck von Bernh. Tauchnitz jun.



